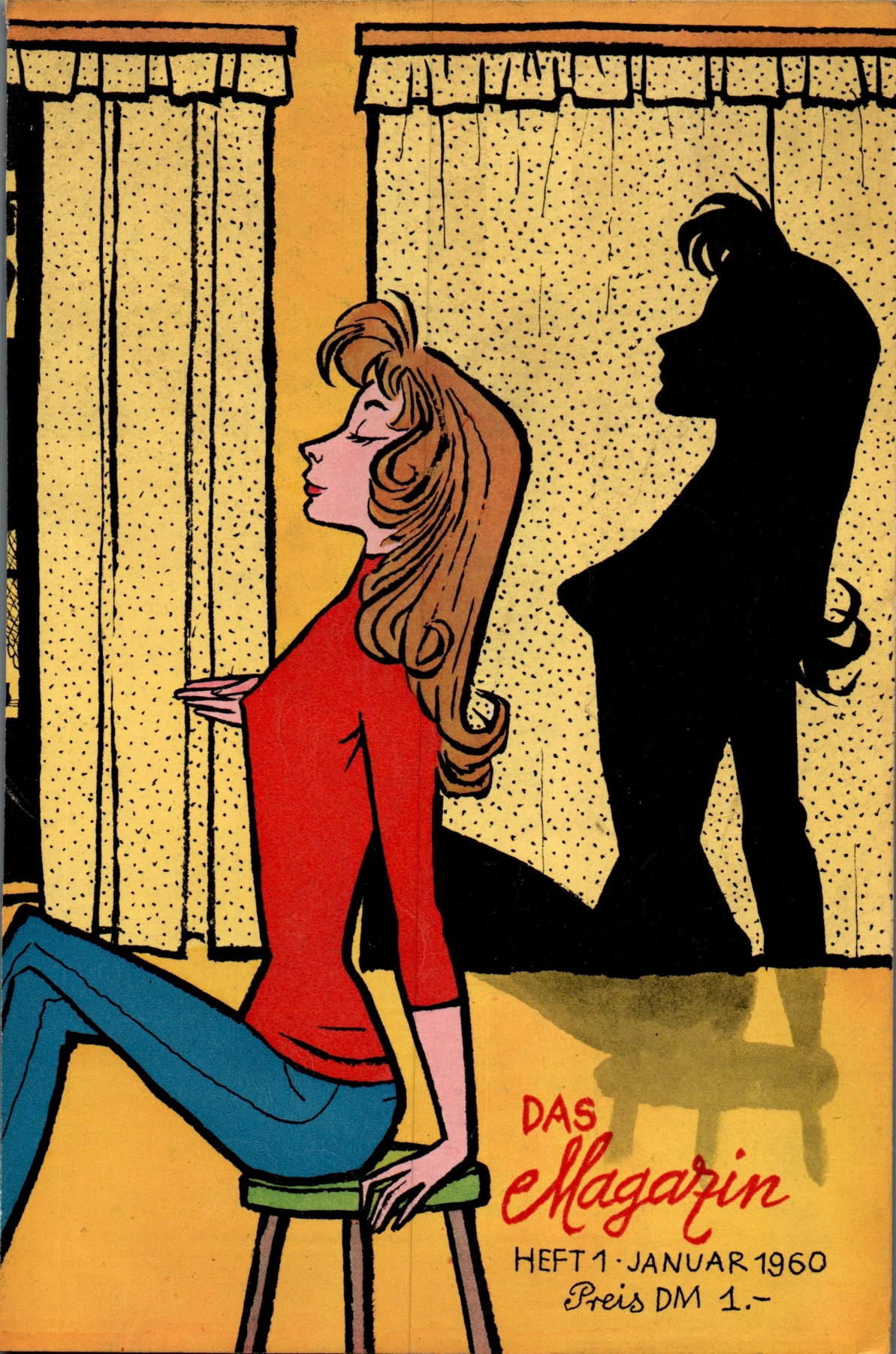

DAS
Magazin
HEFT 1 · JANUAR 1960
Preis DM 1.-

. . . und das nicht nur
zur Sommerzeit,

nein, auch im Winter
wenn es schneit . . .

Sag es mit Blumen

durch

FLEUROP

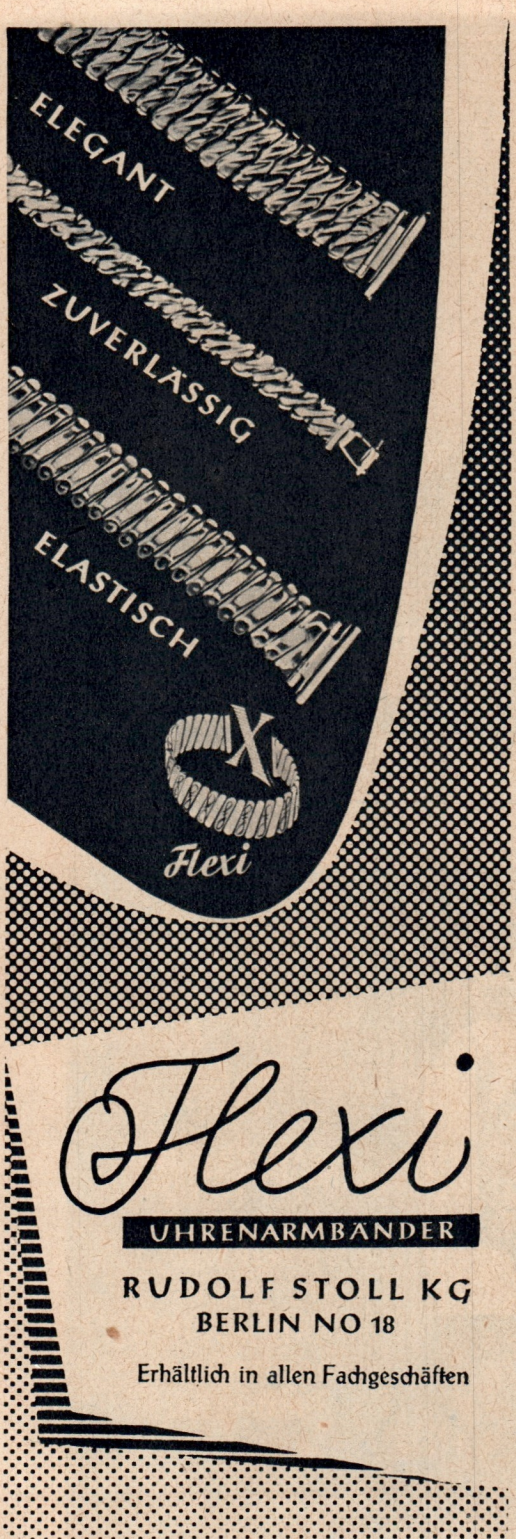
Aufträge nehmen alle Blumengeschäfte mit den bekannten FLEUROP-Zeichen entgegen

Frauen wissen warum

sie Goldschmuck tragen!

Er vollendet die Eleganz ihrer Erscheinung und verleiht eine persönliche Note, auf die jede Frau Wert legt.

Wählen Sie nach Ihrem individuellen Geschmack in den HO- und Konsum-Fachgeschäften.



Sie an uns

Leidige Liebe

Herbert Iffland, Rostock:

In Heft 11/59 gefiel mir besonders die Erzählung von Ludwig Turek „Das Mädchen von Husum". Bring bitte öfter solche Beiträge. Besonders gefreut hat mich die überaus glückliche Verbindung der Darstellung des Klassenkampfes mit der Bewährung der Liebe.

Ob es solche Geschichten auch schon in unserem Heute gibt? Dann bring sie!

Ansonsten fordere ich, daß „Klemke" vorne bleibt.

Rudolf Osterndorff, Dessau:

Nach Berta Waterstradt zu schließen,
ist Liebe Engpaß — na, zum Schießen,
denn die Autoren und Autörchen,
die schreiben tierisch-ernst Histörchen!
Seht doch Kleopatra mal an
und Kahlow, ihren Ehemann,
nie gibt's 'ne trockne Reportage.
Warum nur nicht? Sie haben Courage
zur Liebe — wie in jedem Falle — alle!
Ob jung oder alt, ob heiß oder kalt —
ein Kuß ist eben ein Genuß!
Wenn Dichter davon nichts mehr schreiben,
dann wollen sie doch nur vermeiden,
daß man sie streicht, die schönen Träume.
Gut ist der Flug in Weltenräume,
nur von der Liebe spricht man nicht!
Warum nur nicht?
Mag's dem „Geburtstagswunsch"*) gelingen,
mehr Liebe an den Mann zu bringen!

*) *siehe Heft 10/59, Seite 28*

3 x „gut"

Herbert Fischer, Leipzig:

Ihre Ausgabe vom November hat mir besonders gut gefallen. Recht herzlich habe ich über die Geschichte vom Ohrenansetzer und die kleinen Zeichnungen von Karl Holtz gelacht. Das ist Humor, wie man ihn sich wünscht und wie er leider viel zu selten ist. Aber findigen Redakteuren sollte es nicht schwerfallen, uns aus dieser Schatzkiste noch so manches nette Episödchen zu kredenzen.

Klaus Böttger, Magdeburg:

Mit Ungeduld erwarte ich jeden Monat Dein Erscheinen, sei es das Titelbild oder der Inhalt, beides ist immer wieder aufmunternd. Besonders gut gelungen sind Dir wie immer die Aufnahmen. Ich denke da an die Gebirgsstraße zum Rizasee (Heft 11/59). Nicht zu vergessen auch die hübschen Mädchen.

Fritz Lüpnitz, Berlin:

Etwas zum Artikel „Jede Zeit liebt anders" von Lou Fischer (Heft 10+11/59), der mir sehr gut gefallen hat, da mich solche Kulturfragen stark beschäftigen. Ich bin gespannt auf die nächste Fortsetzung. Auch die Bilder zu dem Artikel sind gut gewählt.

Nicht nur die Friseuse . .

Ingeburg Münke, Cottbus:

Du Freund aller meiner Kunden machst uns schweren Kummer. Wir sind drei Friseusen und predigen den ganzen Tag, daß kurze Haare modern und kleidsam sind, und Du? Gibt es wirklich keine hübschen Mädchen ohne Löwenmähne mehr? Beweise doch auch Du, daß man mit Frisur (sie braucht durchaus nicht frisch zu sein, soll aber doch Spuren von Kultur erkennen lassen) wesentlich netter aussieht. Denk doch mal an uns, wenn die nächsten Bilder in die engere Wahl kommen.

Gedacht, getan: siehe Fotos aus Heft 10, S. 5 (nebenstehend); Heft 11, S. 17, Heft 12, S. 5—7.

. . . ist böse

Jutta Treuwerth, Hoyerswerda:

Ich bin schon viele Jahre hindurch Deine sehr zufriedene Leserin. Deine Bildgeschichten, mögen sie über bekannte Künstler oder unbekannte Schöne sein, waren meist recht ansprechend. Aber für Deine Novembernummer muß ich Dich tadeln. Die Aufnahmen von Marina Vlady sind meiner Meinung nach mehr als entstellend. Oder sollte sich die schöne „Blonde Hexe" so verändert haben?

Wie doch die Geschmäcker verschieden sind! Uns hatte Marina Vlady auf diesen Bildern gerade so gut gefallen, weil sie so einfach und natürlich aussieht und nicht wie eine landläufige Kinoschönheit.

Krachendes Echo

Anneliese Wenzel, Jena:

Zur aktuellen Umfrage „Was machen Sie, wenn's kracht?" (Heft 11/59) möchte ich zur Meinung des Studenten Wolfgang S., 21 Jahre, verheiratet, sagen: Es ist Quatsch, daß sie sich nur zanken, weil sie bei den Schwiegereltern wohnen. Wenn sie mal eine Wohnung haben, kommt es höchstwahrscheinlich genauso zu Meinungsverschiedenheiten wie jetzt. Als ob er sich später besser be-

WINTER-
FREUDEN
NOCH UND NOCH

durch unsere Reisen nach

Bulgarien
Rumänien
CSR Hohe Tatra
CSR Niedere Tatra
CSR Beskiden
CSR Riesengebirge

und in die Wintersportgebiete der DDR

Thüringen
Harz
Zittauer Gebirge
Erzgebirge

DER DEUTSCHES REISEBÜRO

Anmeldungen in allen unseren Zweigstellen

herrschen könnte. Ich finde, das ist eine billige Ausrede. Wir haben auch zwei Jahre zur Untermiete gewohnt, u. a. bei Eltern und Schwiegereltern. Und jetzt, wo wir alleine wohnen, gehen unsere Meinungen auch mal auseinander.

I. Herzog, Magdeburg:

Deine Novemberumfrage habe ich mit Interesse gelesen. Ich habe dazu meine eigene Meinung. Mein Mann ist Lehrer, und daher habe ich im Haushalt keine Hilfe zu erwarten. Schon die Bitte von mir, doch mal zu helfen, wird negativ beantwortet. Er habe ja auch in der Schule und zu Hause zu arbeiten. Selbstverständlich sehe ich das ein. Aber zu kleinen Handreichungen, wie Abtrocknen usw., sollte es meiner Meinung nach immer reichen. So darf ich nicht auf Hilfe hoffen, obwohl ich auch berufstätig bin und dazu meinen Haushalt und die Familie versorgen muß. Mich könnte jedesmal die Antwort, das müssen andere Frauen ja auch tun, in Rage bringen. Und wenn es dann kracht, findet keiner von uns eine Brücke. Zumindest geht es mir einige Tage so. Mein Mann aber, der grundsätzlich nie schuldig ist, kann Wochen bis zur Aussöhnung warten. Dann bringt mich erneut in Rage, daß man so stur zueinander sein kann. Weil ich es aber nicht länger als einige Tage so in „Stille" aushalten kann, mache ich die ersten Annäherungsversuche. Mein Mann glaubt dann, ich hätte eingesehen, daß ich schuld habe. Mich würde ja mal interessieren, wie es andere Lehrerehemänner mit der Hilfe im Haushalt halten.

Uns auch!

Deutscher Versicherungszoo

Hans Bonow, Gera:

Als langjähriger Leser muß ich auch einmal zur Feder greifen. Du bereitest uns jeden Monat viel Freude mit Deinem netten Inhalt. Aber die Haare standen uns zu Berge, als wir in Heft 11 „Eine Schlange, die brütet..." und die anderen Anzeigen der Deutschen Versicherungsanstalt in der Nr. 9 und 10/59 gelesen haben. Im Oktober war es der „Maulbrüter", im September der „Webervogel aus Afrika". Eine ähnliche sinnige Anzeige haben wir in der „Freien Welt" gelesen, dort waren es aber zur Abwechslung mal „Normale Frühgeburten bei Känguruhs".

Da kann man doch nur frei nach Ringelnatz sagen: Drüben am Walde hängt ein Guruh, warte nur, balde versicherst auch du! *Vignetten: Herbert Prüget*

DAS Magazin

Heft 1
Januar
1960
7. Jahrgang

Seite

Sie an uns	2
Peter Purzel: Blick ins Neujahr	5
Mark Twain: Ein Brief vom himmlischen Buchhalter	8
Thanh Thuy: Die Neujahrskarte	13
Otto Wolf: Flirt auf den ersten Blick	16
Anton Tschechow: Das Chamäleon	18
Lou Fischer: Jede Zeit liebt anders (IV und Schluß)	21
Kurt Tucholsky: Augen in der Groß-Stadt	27
Berta Waterstradt: Kleine Fische	28
Heinz Kahlow: „... dann seh'n wir uns in Bitterfeld"	30
Unsere aktuelle Umfrage: Können Sie sich schwer entscheiden?	34
Herbert Sandberg: Der freche Zeichenstift	40
Rudolf Hirsch: Die Rache der Pupetta	44
Lenka Reinerová: Schmetterlinge leben hier nicht	49
Jerzy Hordyński: Kraków – die schönste Stadt Polens	52
Arno Schmuckler: Die Jungfrau mit dem afghanischen Windhund	58
Film: „Der erste Tag des Friedens"	62
Paul Wurche: Ein Theater lief vom Stapel	64
Anita Karau: Die lautlose Schlacht	67
Mode: Von acht bis Mitternacht	70
Paul: Ausgelesenes	72
Ludwig Platte: Abgehörtes	73
Hilde Eisler: Ganz unter uns	
Habu: Liebe, Phantasie und Kochkunst	75
Rätsel	76
Treffpunkt	78

Chefredakteur: Hilde Eisler · Stellvertretender Chefredakteur: Willi Karsch · Literatur: Trude Herzfelde · Bildredaktion: Hannes Schreiber · Gestaltung: Herbert Prüget · Herstellung: Kurt Scharf · Redaktion: Berlin W 8, Glinkastraße 13/15, Tel. 22 55 51 · Verlag: „Das Neue Berlin", Berlin W 8, Taubenstraße 1/2, Tel. 22 55 51 · Druck: (III/9/1) „Sächsische Zeitung", Dresden · Lizenz-Nr. 5274 Ministerium für Kultur, Hauptverwaltung Verlagswesen · Erscheint monatlich · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG Werbung, Berlin C 2, Rosenthaler Straße 25—31, und alle DEWAG-Filialen in den Bezirksstädten der Deutschen Demokratischen Republik.

Titel: Werner Klemke; Fotos: Kiesling (1) S. 3; Unifrance (5) S. 5, 6, 7; Décaux (2) S. 17, 27; entnommen: Fuchs, Illustrierte Sittengeschichte (3) S. 21, 22; Goya, Sachsenverlag Dresden (1) 23; Mucchi (1) S. 25; Kraushaar/DAK (1) S. 26; Arno Fischer (5) S. 30, 32, 33; Schmuckler (11) S. 35, 36, 37, 64, 65, 66; Archiv (1) S. 37; Annual (1) S. 38; Hák (1) S. 39; Rea (5) S. 44, 45, 46; Pacovský und ČSR-Film (17) S. 49, 50, 51; Aus „Wit Stwosz" (3) S. 53, 54, 55; CAF (1) S. 56; Progreß (5) S. 62, 63; Gröllmann (1) S. 68; Anita Karau (1) S. 69; Salgo (6) S. 70, 71; Deutsches Modeinstitut (2) S. 71; Leonard (1) S. 71; entnommen: „auf dem weg zu fernen welten" (1) S. 76.
Die Fotos auf den Seiten 5, 6 und 7 zeigen die französische Schauspielerin Mylène Demongeot.

△ 381

Peter Purzel

Blick ins Neujahr

Ist Neujahr wieder
einmal dran,
dann sieht man es
recht freundlich an,
denn wie man reinlacht,
lacht's heraus,
und wer was fein macht,
ist fein raus!

Zuweilen kommt's
am Jahreswechsel
mal hier und da
zum Paareswechsel.

denn eine Frau
ist grad Silvester
viel lieber Frau –
als brave Schwester.

Und schließlich kann sie
(nicht vor allen!)
auch mal
(um zu gefallen) fallen.

Was meinen Sie,
wie man da auflebt,
wenn einen so
ein Mann da aufhebt?!

Ich würd' es auch
nicht unterlassen,
hier hilfreich
unter 'n Arm zu fassen,

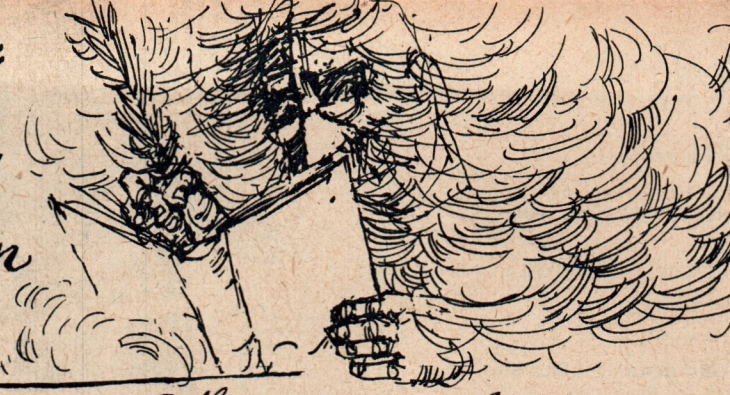
denn hilfreich sei
der Mensch. Und gut,
wer täglich
gute Taten tut.

Wen es nach solchem
Tun gelüstert,
der spricht nicht mehr ...
o nein: der flüstert!

Und dennoch kann man
was verstehn:
wie „Gern geschehn"
und „Wiedersehn".

So blickt sie froh
ins neue Jahr rein ...
Und daß es Glück bringt,
dürfte klar sein!

Mark Twain: Ein Brief vom himmlischen Buchhalter



Himmlisches Buchhalteram
Abteilung für Gesuche
20. Januar.

Herrn Andrew Langdon
(Kohlenhändler)
Buffalo, New York

Hiermit beehre ich mich, Sie auftragsgemäß davon in Kenntnis zu setzen, daß der kürzlich durch Sie erbrachte Beweis von Mildtätigkeit und Selbstverleugnung auf einer Sonderseite in dem „Goldene Taten der Menschen" genannten Buche eingetragen worden ist, eine Auszeichnung, die, wie ich mir zu bemerken gestatte, nicht nur außergewöhnlich ist, sondern in ihrer Art einzig dasteht.

Bezüglich Ihrer in der am 19. ds. endenden Woche verrichteten Gebete habe ich die Ehre, Ihnen folgendes mitzuteilen:

1. Gebet um ein „Wetter, das die Steinkohlenpreise um 15 Cent pro Tonne hochgehen läßt". Erhört.
2. Gebet um einen „Zustrom von Arbeitskräften, der die Löhne um 10 Prozent heruntergehen läßt". Erhört.
3. Gebet um eine „plötzliche Steigerung der Braunkohlenpreise bei der Konkurrenz". Erhört.
4. Gebet um eine „Heimsuchung des Mannes (beziehungsweise seiner Familie), der in Rochester eine Konkurrenzfirma zum Verkauf von Kohlen im Einzelhandel aufgemacht hat". Erhört, und zwar wie folgt: Zwei Diphtheriefälle, davon einer mit tödlichem Ausgang, sowie ein Scharlachfall mit anschließender Taubheit und Verblödung. Zur gefälligen Beachtung: Die für diese Heimsuchung zuständige Stelle wäre an sich die New York Central Railroad Company gewesen, zu der der Obenerwähnte in einem Angestelltenverhältnis steht.
5. Gebet um „zwangsweise Abschiebung einer Sie täglich mit der Bitte um Arbeit oder verschiedenartige Gefälligkeiten behelligenden Menge von Personen nach Gehenna". Zwecks späterer Stellungnahme und Abänderung zur Kenntnis genommen, da dieses Gesuch mit einem anderen, nachstehend angeführten Gesuch gleichen Datums in Widerspruch zu stehen scheint.
6. Gebet um „Herbeiführung eines gewaltsamen Todes bei einem Nachbarn, der einen Ziegelstein nach der Hauskatze warf, während dieselbe einer Serenade oblag". Entscheidung zwecks späterer Stellungnahme und Abänderung vorbehalten, da ein Widerspruch mit einem nachstehend aufgeführten Gebet gleichen Datums vorzuliegen scheint.
7. Gebet um Erfüllung des Wunsches, daß „die ganze Missionarswirtschaft der Teufel holen soll". Entscheidung aus den gleichen Gründen ebenfalls vorbehalten.
8. Gebet um Erhöhung des im Dezember gehabten Reingewinns von 22230 Dollar auf 45000 Dollar im Januar und um ständige weitere monatliche Erhöhungen im gleichen Verhältnis, „die Sie zufriedenstellen werden". Gebet erhört; Zusatzbemerkung mit Vorbehalt zur Kenntnis genommen.

9. Gebet um einen „Zyklon, der die Verhüttungsanlagen der North-Pennsylvania Company vernichten und zum Ersaufen ihres Bergwerks führen soll". Zur gefl. Beachtung: Zyklone werden während der Wintersaison nicht auf Lager gehalten, jedoch sind nach vorheriger Bestellung schlagende Wetter von guter Qualität lieferbar.

Obenstehender Liste wird eine bevorzugte Behandlung zuteil, da den in ihr angeführten Posten eine besondere Bedeutung zukommt. Die sonstigen während der am 19. ds. endenden Woche unterbreiteten 298 Bittgesuche, die unter die Rubrik „Vorsehungen besonderer Natur, Kategorie A" fallen, werden pauschal erhört, jedoch mit der Maßgabe, daß bei einer Gesamtzahl von 32 Fällen, in denen um einen sofortigen Tod nachgesucht worden war, dieser in drei Fällen in unheilbare Krankheiten umgewandelt wird.

Hiermit erledigt sich die in dieser Woche unterbreitete Aufstellung von Gesuchen, die hieramts sachlich als „Geheime Herzenswünsche" bezeichnet und aus leicht ersichtlichen Gründen von uns stets zuerst mit besonderer Sorgfalt behandelt werden.

Der restliche Inhalt der Aufstellung fällt unter die Rubrik „Öffentliche Gebete", unter der wir Gebete unterbringen, die gelegentlich von Betstunden, Sonntagsschulversammlungen, Familienandachten und dergleichen mehr verrichtet werden. Die Wertung dieser Gebete erfolgt im Einklang mit der Klassifizierung des sie verrichtenden Christen. Christen zerfallen gemäß den hieramts in Kraft befindlichen Vorschriften in zwei Hauptgruppen, und zwar in 1. berufene Christen und 2. Berufschristen. Diese Hauptgruppen werden ihrerseits in bis ins einzelne gehende Sondergruppen untergeteilt und nach Größe, Gattung und Familie klassifiziert; endlich wird die Wertstufe mittels einer mit einer Gradeinteilung von 1 bis 1000 Karat versehenen Skala festgestellt.

Gemäß Abrechnung für das letzte Quartal 1847 war der Stand Ihrer Klassifizierung wie folgt:

Hauptgruppe: Berufener Christ.

Größe: (in Bruchteilen der Höchstgröße): Ein Viertel.

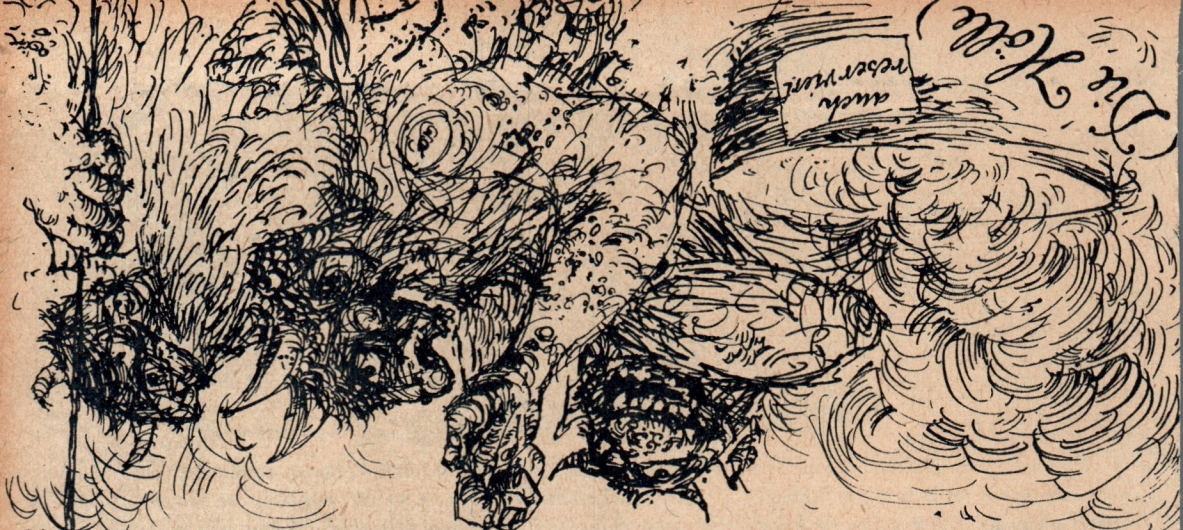
Gattung: Menschlich mit geistigem Einschlag.

Familie: Erkoren, Untergruppe A, Abteilung 16.

Wertstufe: 322 Karat Feingehalt.

Illustrationen: Heinz Bormann

Fortsetzung



Gemäß Abrechnung für das soeben abgelaufene Quartal, das heißt vierzig Jahre später, war der Stand Ihrer Klassifizierung wie folgt:

Hauptgruppe: Berufschrist.
Größe: (in Bruchteilen der Höchstgröße): Sechs Hundertstel.
Gattung: Menschlich mit tierischem Einschlag.
Familie: Erkoren, Untergruppe W, Abteilung 1547.
Wertstufe: 3 Karat Feingehalt.

Ich beehre mich, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß bei Ihnen eine Qualitätseinbuße stattgefunden hat.

Um auf den Bericht über Ihre öffentlichen Gebete zurückzukommen, gestatte ich mir die Bemerkung, daß zwecks Anspornung von Christen Ihres oder eines dem Ihren nahestehenden Grades es der Gepflogenheit unseres Amtes entspricht, viele Gebete zu erhören, die bei Christen eines höheren Grades nicht erhört werden würden, zum Teil deshalb nicht, weil diese derartige Gebete nicht an uns gerichtet hätten.

Gebete um gnadenhalber vorzunehmende Angleichung des Wetters an die Bedürfnisse der Armen und Nackten. Abschlägig beschieden. Es handelt sich hier um ein Betstundengebet, das mit Posten I dieses Berichtes, einem geheimen Herzenswunsch, in Widerspruch steht. Nach einer hieramts streng innegehaltenen Vorschrift kann bestimmten öffentlichen Gebeten berufsmäßiger Christen ein Vorrang vor Geheimen Herzenswünschen nicht zugebilligt werden.

Gebet um bessere Zeiten und mehr Brot „für die, die da mit schwieliger Hand im Schweiße ihres Angesichts sich mühen, um den vom Glücke Begünstigten das Leben zu erleichtern und angenehmer zu gestalten, und die somit vollen Anspruch auf unseren fürsorgenden Schutz und unsere einem Gefühl des tiefsten Dankes entspringenden Liebesdienste haben, auf daß sie bewahrt bleiben mögen vor der Unbill und dem Unrecht, die Gier und Habsucht ihnen sonst zufügen würden". Betstundengebet. Abschlägig beschieden. Steht in Widerspruch zu Geheimem Herzenswunsch Nr. 2.

Gebet, „daß all die, die in irgendeiner Weise unseren Wünschen im Wege stehen, des vollsten Segens teilhaftig werden mögen, und zwar sie selbst mitsamt ihren Familien, wobei wir unser Herz zum Zeugen anrufen, daß wir durch ihr weltliches Wohlergehen im Geiste gesegnet werden, auf daß unsere Wonne vollkommen sei". Betstundengebet. Abschlägig beschieden. Steht in Widerspruch zu Geheimem Herzenswunsch Nr. 3 und 4.

„O lasse niemanden den Qualen der Verdammnis anheimfallen durch unsere Worte und unsere Taten!" Familienandachtsgebet. Hier eingegangen fünfzehn Minuten vor Geheimem Herzenswunsch Nr. 5, zu

dem es deutlich in Widerspruch steht. Es wird hiermit angeregt, entweder eines der beiden Gebete zurückzuziehen oder beide abzuändern.

„Sei gnädig all denen gegenüber, die uns da Schaden zufügen wollen in unserer Person oder unserem Vermögen!" Bezieht sich auch auf den Mann, der den Ziegelstein nach der Katze warf. Familienandachtsgebet. Hier eingegangen wenige Minuten vor Geheimem Herzenswunsch Nr. 6. Zwecks Ausgleichung des Widerspruchs wird die Vornahme einer Abänderung in Vorschlag gebracht.

„Gib, daß das edle Streben der Missionare, die höchste Mühewaltung, die der Hand von Menschen anvertraut ist, fruchtbare Folgen zeitigen und weder Widerstand noch Grenzen finden möge in den Landen der Heiden, deren Unwissenheit uns noch immer zum Vorwurf gereicht!" Ein bei der Versammlung der Leiter der Amerikanischen Außenmission unverlangt als Zugabe verrichtetes Gebet. Hier eingegangen nahezu einen halben Tag vor Geheimem Herzenswunsch Nr. 7. Auf Missionare wird hieramts nicht viel Gewicht gelegt, noch besteht eine irgendwie geartete Verbindung mit der Leitung der Amerikanischen Außenmission. Wir würden gerne eines der beiden Gebete erhören, sehen uns jedoch außerstande, dies bei beiden zu tun. Es wird angeregt, das Gebet betreffend die Leitung der Amerikanischen Außenmission zurückzuziehen.

*

Ich möchte diesem Bericht noch eine persönliche Bemerkung hinzufügen. Wenn Leute eines bestimmten Schlages eine nennenswerte gute Tat vollbringen, so schreiben wir ihrem Konto das Tausendfache des Betrages gut, den wir bei einem Menschen besseren Kalibers eintragen würden — es fällt ihnen ja so schwer. Hier stehen Sie weit über Ihrer Wertgruppeneintragung, weil Sie sich eine Selbstaufopferung auferlegt haben, die das von Ihnen zu erwartende Maß bei weitem übersteigt. Vor Jahren, als Ihr Vermögen sich nur auf 100000 Dollar belief und Sie Ihrer Kusine, der verarmten Witwe, zwei Dollar schickten, als sie sich an Sie um Hilfe wandte, da gab es gar manche im Himmel, die das einfach nicht glauben konnten, und es gab noch mehr, die glaubten, die Geldscheine wären gefälscht. Als sich herausstellte, daß diese Verdächtigungen grundlos waren, hob sich die Einschätzung Ihres Charakters um viele Grade. Ein paar Jahre später, als Sie der Armen auf einen neuerlichen Notruf hin vier Dollar schickten, da glaubte es ein jeder, und tagelang sprach man hier nur von Ihnen. Nach weiteren zwei Jahren, als das jüngste Kind der Witwe starb, überwiesen Sie ihr auf ihre inständige Bitte hin sechs Dollar, und durch diese Tat wurde Ihr guter Leumund hieb- und stichfest. Ein jeder im Himmel fragte: „Haben Sie schon das Neueste von Andrew gehört?" — man nennt Sie hier jetzt aus persönlicher Zuneigung beim Vornamen. Dank Ihrer milden Gaben, deren Wert Sie alle paar Jahre erhöhen, ist Ihr Name in aller Munde, und ein jeder gedenkt Ihrer mit Wärme. An Sonntagen sieht Ihnen der ganze Himmel zu, wenn Sie mit Ihrem schönen Wagen zur Kirche fahren, und wenn der Klingelbeutel an Ihnen vorbeikommt, dann ertönt ein Ruf der Freude, der bis zu den glühenden Mauern der fernen Gehenna hallt: „Andrew hat schon wieder 'nen Sechser gestiftet!"

Der Höhepunkt aber wurde vor einigen Tagen erreicht, als die Witwe Ihnen schrieb, um Ihnen mitzuteilen, sie könnte eine Lehrerinnenstelle in einem entfernten Dorfe antreten, wenn sie 50 Dollar hätte, um mit ihren beiden überlebenden Kindern dorthin zu reisen. Da addierten Sie den Reinnettoverdienst von Ihren drei Kohlenbergwerken im letzten Monat — 22230 Dollar — zu Ihrem Verdienst im laufenden Monat — bestimmt 45000 und möglicherweise 50000 Dollar —, griffen nach Federhalter und Scheckbuch und sandten ihr ganze fünfzehn Dollar! O Herz in Deiner Großmut, möge der Himmel Dich segnen und erhalten für immerdar! In den Gefilden der Seligen blieb kein Auge trocken, und unter Händeschütteln, Umarmungen und Lobliedern erscholl mit Donnerstimme vom Throne des Allmächtigen das Gebot, daß diese Tat höher angerechnet werden sollte als jedes Opfer, das jemals von Menschen und Engeln gebracht worden war. Sie sollte auf einer Sonderseite aufgezeichnet werden, denn die Selbstüberwindung war viel schwerer für Sie, als sie für zehntausend Märtyrer war, die ihr Leben auf dem flammenden Scheiterhaufen hingaben, und es sprach ein jeglicher: „Was ist das Leben, das eine edle Seele opfert, ja, was sind selbst die Leben, die zehntausend edle Seelen opfern, im Vergleich zu dem Opfer von fünfzehn Dollar, dargebracht von dem habgierigsten, erbärmlichsten Manne, der jemals auf Erden wandelte?"

Und es war wahr gesprochen. Abraham weinte, schüttelte alle von sich, die in seinem Schoße ruhten, und hing sich, statt Worte zu machen, ein Plakat vor, auf dem geschrieben stand: „Reserviert!" Und Petrus weinte und sprach: „Mit einem Fackelzug werden wir ihn bei seinem Einzug begrüßen!" Und dann erhallten die Himmel und frohlockten, weil Sie noch unten waren. Und die Hölle frohlockte auch.

(Unterschrift)
i. A. Himmlischer Buchhalter

(*Aus dem Amerikanischen*)

Zeichnung: Storm Petersen, 1935

Konkurrenz

Thanh Thuy

Die Neujahrskarte

Illustration: Bert Heller

Nachdem der junge Mann die fünf Zeilen seiner Postkarte sorgfältig abgefaßt hatte — die Ngo Dinh Diem Regierung erlaubt nur den Versand von Karten zwischen Nord- und Südvietnam —, stützte er den Kopf in beide Hände und starrte auf den Fußboden des Postamtes.

Plötzlich wandte er sich mir zu und fragte: „Schickst du auch eine Karte nach dem Süden, Kamerad?"

„Ja, Neujahrsgrüße an meine Eltern. Hast du in Nam-bo gekämpft? Deinem Dialekt nach scheinst du aus dem Norden zu sein."

„Das stimmt, aber ich habe von 1947 bis Kriegsende im Abschnitt von Bac-lieu gekämpft."

„Was du nicht sagst! Ich bin nämlich aus Bac-lieu. Wo lag deine Einheit?"

„Mal in Chac-bang, mal in Thai-binh, mal da, mal dort. Am längsten war ich jedoch in Bien-bach."

Er blickte in die Ferne und fuhr dann wie im Selbstgespräch fort: „Gerade dieser Ort ruft in mir teure Erinnerungen an den Süden wach. Jedesmal, wenn das Jahr zu Ende geht, bekomme ich Heimweh."

Da ich merkte, daß er sich mir anvertrauen wollte, bat ich ihn, mir sein Herz auszuschütten.

*

Die Geschichte begann an einem Silvesterabend.

Auf dem Markt von Thai-binh herrschte lebhaftes Treiben. Die Leute tätigten ihre Neujahrseinkäufe. Auf den Wasserstraßen wimmelte es von Booten. Die Wachhabenden — Partisanen aus der Umgebung — lachten und scherzten mit Bekannten, während sie mit schrillen Pfeifensignalen den Verkehr regelten.

Minh, unser junger Offizier, trat aus der Menge auf den Wachhabenden zu und legitimierte sich. „Ich wäre dir sehr dankbar, wenn du mir einen Sampan besorgen könntest, der mich nach Kanal zwölf bringt."

„Aber gewiß, Kamerad. Setz dich hierher. Eine Menge Boote fahren vom Markt nach Hause. Sobald ich einen Bekannten sehe, sage ich dir Bescheid."

In diesem Augenblick fuhr auf der anderen Wasserseite ein Sampan rasch vorüber, als wollte er an der Wache vorbeihuschen. Ein Aufseher pfiff mehrere Male und schrie: „Hallo! Junge Frau in der rosa Jacke, wohin so eilig? Sie könnten zumindest herüberkommen und den Kameraden der Wache guten Tag sagen."

Das Mädchen hielt im Rudern inne und wandte sich lächelnd um: „Ich hab' nichts zu verzollen. Kennt Ihr Eure Schwester nicht mehr, wir sind doch aus demselben Dorf?!"

Der Wachhabende rief erfreut: „Ach, Ihr seid's, Fräulein Hieu. Das ist aber eine Überraschung. Kommt mal rasch herüber. Es ist dringend. Ich habe einen Brief für Euch."

„Ihr scherzt, Bruder."

Der Sampan legte an. „Wo ist der Brief?" fragte das Mädchen.

Der Mann erwiderte lachend: „Der Brief? Ich bitte tausendmal um Verzeihung, ich hab' ihn verloren. Aber der junge Offizier hier möchte zum Kanal zwölf, Schwester. Könnt Ihr ihn mitnehmen? Er kann Euch unterwegs etwas erzählen, das ist besser, als einen Brief zu lesen."

Das Mädchen war nicht gerade begeistert. „Mein

Sampan ist schon so voll, daß er unterzugehen droht. Und ich muß so schnell wie möglich nach Hause, damit Mutter ihr Neujahrsgebäck fertig bekommt."

„Na, na, mit ein wenig gutem Willen . . .", erwiderte der Wachhabende. „Unser Kamerad hier kann notfalls das Wasser ausschöpfen. Er kann auch rudern, wenn Ihr müde seid, oder Euch lustige Lieder vorsingen."

Er wandte sich an Minh: „Steig ein, Kamerad, unsere Schwester macht nur Spaß. In Wirklichkeit ist sie sehr gutherzig."

Das junge Mädchen warf dem Wachhabenden einen Blick freundlichen Vorwurfs zu und verstaute still lächelnd die Wassermelonen und Eßkörbe vorn im Boot. Dann breitete sie ein großes Bananenblatt auf dem Sitz ihres Fahrgastes aus und nahm das Heckruder zur Hand.

Als Minh in den Sampan stieg, sagte er: „Ruht Euch aus, laßt mich rudern."

„Ihr müßt ruhen, Kamerad, Ihr kommt von weither, aus dem Norden, Ihr müßt viel müder sein als ich."

„Woher wißt Ihr, daß ich aus dem Norden komme?"

„Wer sollte das nicht merken, bei Eurem unmöglichen Akzent."

Sie stand auf und begann zu rudern. Ihre jugendliche Gestalt, überraschend schlank und hochgewachsen, beugte und streckte sich graziös im Takt des Ruders. Das Boot schoß rasch dahin.

„Wohin fahrt Ihr, Schwester?"

„Nach Cai-sang über die Nhanh-an Abkürzung."

„Wirklich? Ich dachte, Ihr fahrt nach Kanal zwölf?"

Das junge Mädchen unterdrückte ein Lächeln, als sie sah, wie enttäuscht ihr Fahrgast war. „In Cai-sang setze ich Euch an der Waldecke ab. Recht so?"

„Wie schrecklich. Die Moskitos werden mich auffressen."

„Wie können sie, sie haben doch keine Zähne."

„Ihr macht Euch über mich lustig. Gut, setzt mich in der Nähe der Pflanzungen ab."

Das Mädchen lachte ungezwungen: „Ich habe doch nur Spaß gemacht, Bruder. Ich fahre zum Kanal zwölf."

Das Eis war gebrochen. Minh schaute in Hieus strahlende Augen, und sein Herz begann schneller zu schlagen. Er hörte ihre sanfte Stimme zögernd fragen: „Neujahr steht vor der Tür. Habt Ihr jemand im Norden, an den Ihr denkt?"

„Meine Eltern sind tot. Meine Brüder nehmen am Widerstandskampf teil, aber ich weiß nicht, wo."

„Und Eure Kinder, Eure . . ."

„Ich bin ganz allein. Ich weiß nicht einmal, wo ich das Neujahrsfest verbringen soll. Darum will ich ja zum Kanal zwölf, um dort neue Freunde zu suchen und . . ."

„Dann verlebt Ihr Neujahr eben mit uns."

So begann ihre Bekanntschaft.

Hieu war die älteste Tochter eines Bauernpaars mit goldenen Herzen. Ihre jüngere Schwester Hanh war ebenso hübsch wie sie. Die Familie hieß den unerwarteten Gast freudig willkommen, wie ein Familienmitglied nach langer Abwesenheit.

Am Neujahrstag stieg Weihrauchduft auf vom Ahnenaltar, und der Rauch ringelte sich zum Strohdach empor. Um ein mit Speisen beladenes blankes Messingtischchen hockend, nahmen Vater, Mutter, Minh und die beiden Schwestern die erste Mahlzeit im neuen Jahr ein. Minh war gerührt über die natürliche Einfachheit dieser Familie, die ihm gestern noch völlig fremd gewesen war.

Nach einem Schluck Wein fragte der Vater: „Mein lieber Minh, ich weiß nicht, ob es Euch ebenso geht; ich bin der Meinung, daß alle Südländer aus dem Norden gekommen sind."

„Das stimmt, Vater."

„Der Norden ist der Stamm, der Süden die Zweige mit den Blüten und Früchten. So habe ich zum Beispiel gehört, daß es hier im Gebiet von Ca Mau, als meine Vorfahren sich hier ansiedelten, nur Wälder gab, in denen es von Tigern, Panthern, Schlangen und was sonst noch wimmelte. Sie legten Reisfelder an. Aber da kamen die Mandarine und hohen Beamten und nahmen uns alles weg. Und wir mußten auch noch für die Räuber arbeiten. Erst seit der Revolution ist es mir vergönnt, dieses Stück Land zu besitzen. Ich werde nie vergessen, was die Regierung und Onkel Ho für uns getan haben."

Als seine Töchter über so viel Enthusiasmus lachten, brummte er: „Lacht nur, das Licht kommt dennoch aus dem Norden."

Die Mutter mischte sich ein: „Wenn du so begeistert vom Norden bist, warum sträubst du dich dann, daß deine Töchter Burschen aus dem Norden heiraten?!"

Der Vater stellte sein Weinglas ab und sagte: „Das ist etwas ganz anderes. Ich will ganz offen sprechen, und Minh, der aus dem Norden kommt, soll mein Zeuge sein. Es ist nicht so, daß ich euch Nordländer nicht liebe und bewundere oder daß ich nicht an den Endsieg glaube. Wenn ich aber zulasse, daß Hieu und Hanh Nordländer heiraten, werde ich sie nie wiedersehen."

Lachend bemerkte Minh: „Ihr vergeßt, Vater, daß Ihr — wenn das Land erst einmal befreit ist — in wenigen Stunden nach dem Norden fliegen könnt. Euer Frühstück nehmt Ihr hier ein, zum Mittagessen seid Ihr bei Eurer Tochter und Eurem Schwiegersohn in Hanoi, und schlafen könnt Ihr wieder zu Hause."

„Um Himmels willen, ein Flugzeug besteige ich nie!“

Die Mutter setzte lachend hinzu: „Und was würdest du sagen, wenn Hieu einen Offizier aus dem Norden heiraten möchte?“

Bedächtig zupfte der Alte an seinem Bart: „Wenn es so ist, was soll ich dazu sagen?“

Alle lachten, außer Hieu, die, puterrot im Gesicht, in ihr Zimmer rannte.

Seit jenen denkwürdigen Tagen waren vier lange Jahre verflossen, und Minh hatte Hieu nicht wiedergesehen. Ins besetzte Gebiet abkommandiert, hatte er ihr nicht einmal schreiben können. So bewegten Minh, als der Waffenstillstand unterzeichnet war und er nach Bien-bach beordert wurde, widersprechende Gefühle. Der Gedanke, Hieu wiederzusehen, die er nicht vergessen hatte, stimmte ihn glücklich und unruhig zugleich. Sicherlich war sie schon längst verheiratet. Wie sollte er sich verhalten, wenn sie plötzlich mit einem Kind auf dem Arm vor ihn hinträte und ihn wie einen Fremden begrüßte?

Als er vor ihrem Haus stand, stellte er mit einem Blick fest, daß alles genauso war wie früher. Er sah die Mutter damit beschäftigt, auf einem Tisch vor dem Ahnenaltar Gebäck für das Neujahrsfest vorzubereiten. „Mutter“, fragte er leise, „für wen backt Ihr die vielen Kuchen?“

Sie blickte hoch, erkannte ihn aber nicht sogleich. „Für alle, die nach dem Norden gehen“, erwiderte sie. „Aber ... aber ...“

Sie ließ den Kuchen fallen, den sie gerade in der Hand hielt, und rief erfreut aus: „Minh, bist du es wirklich? Ich hab' mir die ganzen Jahre über die Augen aus dem Kopf geguckt und auf dich gewartet, mein Junge. Warum bist du zurückgekommen? Ich kann mir nicht denken, was dich hier halten könnte?!“

Minh war überwältigt von dieser herzlichen Begrüßung. „Wo ist Vater?“ fragte er.

„Der hat schon seit Tagen keine Ruhe mehr. Er ist überall umhergerannt und hat sich nach dir erkundigt. Erst kürzlich hat jemand ihm von einem gewissen Minh erzählt, der gerade in Tam-bang eingetroffen sei. Er ist gleich hingelaufen, um zu sehen, ob du es bist.“ Dann rief sie laut: „He, Hieu! Hanh! Kommt mal beide her! Minh ist da! Du mußt nämlich wissen, daß sie immerzu von dir reden.“

Als Minh seinen Namen in seinem Rücken rufen hörte, wurde ihm warm ums Herz. Er drehte sich um und war völlig fassungslos. Hieu stand vor ihm, im schwarzen Kleid und mit aufgelöstem Haar, wie

Fortsetzung auf Seite 74

Flirt auf den ersten Blick

Eine Kurzgeschichte von Otto Wolf

Ich will das große Wort Liebe nicht gebrauchen. Du sollst den Namen nicht eitel nennen, aber Flirt auf den ersten Blick, das war es. Sie betrat das Café, die männlichen Besucher verloren die Haltung, auch im Sitzen. Sie würdigte niemanden eines Blickes, setzte sich graziös auf einen Hocker und bestellte Kaffee. Das Schicksal meinte es gut mit mir, sie saß mir genau gegenüber. Ich sah ihr direkt ins Gesicht. Und in was für ein Gesicht. Die Nase, die Stirn, die Augen ...

Und was für Augen! Dunkel, lebhaft, ausdrucksvoll, lustig, spöttisch, schwermütig, naiv, wissend — also mit einem Wort, Augen, die die Welt in sich aufsaugen und die Welt dafür mit ihrem Blick beschenken. Aber was entscheidender war, Augen, die meinen Blick erwiderten. Nicht lang, aber mit Seele. Nicht zuviel Seele. Gerade so viel, wie es sich für ein junges Mädchen geziemt.

Mein Herz schlug hörbar laut und blieb im Augenblick stehen. Nicht für lang. Aber genau so lange, wie der Eintritt des jungen Mannes dauerte, der sich neben sie setzte.

Ich erholte mich rasch von meiner Enttäuschung. Schließlich hatte sie den jungen Mann auch schon gekannt, als sie mich vorhin so anseelte. Warum sollte sein Erscheinen an unserer ach, so jungen, aber intensiven Augenbeziehung etwas ändern?

Und doch eine Enttäuschung. Ihr seelenvoller Blick gestattete ihr, zugleich andere Herren zu verwirren. Ich sah schon, ich mußte einiges von dem zurücknehmen, was ich so voreilig in ihren Augen zu lesen vermeint hatte.

Trotzdem. Wer sagt schon, daß er der sei? Vielleicht ein flüchtiger Bekannter, ein geschäftliches Rendezvous. Da legte er seine Hand auf die ihre. Mein Herz — siehe oben. Aber warum? Warum eigentlich? Sicher, jetzt wußte ich, daß er der war. Aber vielleicht ist es aus? Vielleicht war es ein Irrtum? Ein Irrtum, den sie längst bereut hat. Und jetzt, gerade vorhin mit dem Blick, den sie mir geschenkt hat, hat sie bekannt, daß er ihr nichts mehr bedeutet, daß ein einziger Blick — der meine — genügte, um eine monate-, wochen- oder tagelange Bindung zu zerreißen.

Mein vorhin stehengebliebenes Herz hüpfte doppelt so schnell in hoffnungsvollem Takt. Und da fing ich einen Blick auf. Einen, der nicht auf mich gerichtet war, sondern auf ihn. O Gott, was war das für eine Seele! Zu all der Seele, die ich schon bemerkt hatte, kam jetzt Glut, Zärtlichkeit und Vertraulichkeit. Ich war zutiefst getroffen. Von dem, was sie außer Seele noch besaß. Leider nicht für mich.

Aber was war das? Dieser Blick galt doch jetzt unmißverständlich mir! Er enthielt die gleiche Glut und alles andere, wie der für den Nebenbuhler. Es war ein Abschiedsblick. Sie verließ in Begleitung des anderen das Lokal.

Am nächsten Tag war sie wieder da. Obwohl sie diesmal bereits mit dem jungen Mann saß, schenkte sie mir gleich beim Eintritt eine Portion Seele, gemischt mit Zärtlichkeit und soviel Glut, daß ich den Ober bat, den Ventilator in Betrieb zu setzen. Blicke hatte das Mädchen! Und wie sie ihre Limonade trank! Ein Teenager mit der Erfahrung einer Filmdiva. Ich setzte mich entschlossen an einen freien Tisch direkt ihr gegenüber.

Man wird verstehen, daß ich bei der ausgesprochen stark entwickelten Blickbeziehung zwischen mir und diesem Wesen versuchen mußte, eine Entscheidung herbeizuführen. Lieber ein Ende mit Schrecken, als diese Blicke länger ertragen, ohne zu wissen, zu welchem Ende sie führen würden.

Die liebenswürdige Hilfe des Geschäftsführers, eine Zeitung von Tisch zu Tisch, brachte mich meinem Ziel näher. Sie wurde mir vorgestellt. Der Blick, mit dem sie ihre Hand in die meine legte, ist in dreihundert Meter Großaufnahme nicht auszudrücken.

Auch ihr Begleiter wurde mir vorgestellt. Ohne Blick. Sie sprach sehr wenig. Unser Geheimnis umgab uns. Ich wagte nicht, sie anzusehen. Auch sie hielt die Lider gesenkt. Der junge Mann sprach von einem Filmstar. In ihrer Gegenwart. Nach einigen schweigsamen Minuten ging sie.

Ich blieb verwirrt, aber siegessicher zurück. Immerhin, ich war um ein großes Stück weitergekommen. Der Flirt war im Rollen. Am gleichen Abend kam er ins Stürzen ...

Ich ging über die Straße. Sie kam über die Straße. Sie kam mir entgegen. Noch hundert Schritte. Ich konzentrierte mich. Wie sollte ich sie begrüßen? Mit Charme? Geist? Witz? Originell? Da war sie nur einen Schritt mehr von mir ... und mit dem nächsten ... an mir vorbei!

Ich stand da. Mit dem Hut in der Hand. Nicht einmal einen Blick hatte sie dem Bettler zugeworfen. Weil man nicht ewig fassungslos dastehen kann, noch dazu mit dem Hut in der Hand, setzte ich ihn auf und ging nach Hause.

Zwei Tage lang erschien sie nicht im Café. Am dritten war sie plötzlich da. Sie ging an mir vorbei, ohne mich zu beachten. Sie setzte sich an den Neben-

tisch, und dann! Dann sah sie mich an, genau mit dem gleichen Blick wie zwei Tage vorher, als ob nichts geschehen wäre. Ich war fassungsloser als auf der Straße. Warum sieht sie mich so an? Wenn sie mich nicht einmal grüßen will.

Ich setzte alles auf eine Karte. Ich stand auf, ging an ihren Tisch.

„Gestatten Sie?" Sie sah auf. Mein Kommen hatte sie nicht beachtet. Ohne auf ihre Antwort zu warten, setzte ich mich zu ihr. Und ohne Übergang: „Warum sind Sie eigentlich so unliebenswürdig? Warum antworten Sie nicht? Wenn man Sie so höflich grüßt wie ich gestern abend ..."

Das war grob. Aber man muß meine Lage verstehen. Nach den vorhergegangenen Blicken! Sie war gar nicht böse, im Gegenteil. Sie hob den Kopf ein wenig. Lächelte. Oh, wie sie lächelte! Dann sagte sie sehr leise und sehr freundlich:

„Sie dürfen nicht böse sein. Ich bin so kurzsichtig, daß ich Sie nicht einmal jetzt, wo Sie vor mir sitzen, genau sehe. Acht Dioptrien! Ich weiß, ich sollte ein Glas tragen. Bei der Arbeit tue ich's auch. Sie verstehen, ich kann Ihnen direkt in die Augen sehen und sehe Sie doch nicht."

Ich weiß nicht, wie ich mich entfernte. Betroffen ist ein zu schwacher Ausdruck, verzweifelt ein zu starker. Beschämt wird das richtige sein. Und ich hatte mir eingeredet, daß sie mich tagelang mit verzehrenden Blicken beschenkte. Ich hatte mir eingebildet, daß sich ihr Leben bloß durch mein In-Erscheinung-Treten verändert hatte. Ich glaubte, es wäre Liebe — ach, sagen wir doch ruhig Liebe — auf den ersten Blick ... ach, wie kurzsichtig ein Mann sein kann ...

Ein Mädchen mit acht Dioptrien ist ein weitsichtiger Engel dagegen.

Anton Tschechow

Das Chamäleon

Illustrationen: Gerhard Bläser

Ueber den Marktplatz spaziert der Polizeiaufseher Otschumjälow. Er hat einen neuen Mantel an und trägt ein Bündel in der Hand. Hinter ihm marschiert ein rothaariger Polizist mit einem Korb, der bis an den Rand mit beschlagnahmten Stachelbeeren gefüllt ist. Ringsum ist es still ... Auf dem Platz ist keine Sterbensseele ... Die offenen Türen der Läden und Schenken schauen wie hungrige Rachen trübe in Gottes Licht hinein, nicht einmal Bettler lungern herum.

„Beißen willst du, verdammtes Biest?" hört Otschumjälow plötzlich rufen. „Laßt ihn nicht durch, Kinder! Es ist heutzutage verboten, zu beißen! Pack ihn! Ah ... ah ...!"

Man hört das Winseln eines Hundes. Otschumjälow blickt zur Seite und sieht, wie aus dem Holzlager des Kaufmanns Pitschugin ein Hund gelaufen kommt. Er humpelt auf drei Beinen und sieht sich immerzu um. Hinter ihm her jagt ein Mann in einem gestärkten Baumwollhemd und aufgeknöpfter Weste. Er läuft hinter ihm her und stürzt, da er den Oberkörper zu weit vorstreckt, zu Boden, bekommt jedoch den Hund an den Hinterpfoten zu packen. Aufs neue ertönt das Winseln des Hundes und aufs neue der Ruf: „Laß ihn nicht durch!" Aus den Läden gucken verschlafene Gesichter, und alsbald sammelt sich, als wüchse sie aus der Erde, eine Menschenmenge um das Holzlager herum.

„Da scheinen Unregelmäßigkeiten vorzufallen, Euer Wohlgeboren!" ... meint der Polizist.

Otschumjälow vollzieht eine Halbwendung nach links und geht auf die Ansammlung zu. Dicht neben dem Lagertor bemerkt er den oben beschriebenen Mann in der aufgeknöpften Weste, der, die rechte Hand hochhebend, der Menge einen blutigen Finger vorweist. Auf seinem Säufergesicht drückt sich Genugtuung aus, und auch sein Finger macht einen triumphierenden Eindruck.

Otschumjälow erkennt in diesem Mann den Meister des Goldschmiedegewerbes Chrjukin. Inmitten der Menge sitzt auf dem Erdboden, die Vorderbeine gespreizt und am ganzen Körper zitternd, der Urheber des Skandals — ein weißer Windhund-Welpe mit spitzer Schnauze und gelbem Fleck auf dem Rücken ... In seinen tränenden Augen liegt ein Ausdruck von Schwermut und Entsetzen.

„Aus welchem Anlaß seid ihr hier?" fragt Otschumjälow, während er die Menge durchquert. „Wozu seid ihr hier? Und was machst du mit dem Finger? ... Wer hat da geschrien?"

„Da geh ich so für mich hin, Euer Wohlgeboren, und tu niemand ein Leides ..." beginnt Chrjukin, während er in die hohle Faust hustet. „Im Hinblick auf das Holz von Mitrij Mitritsch — und plötzlich läuft dies gemeine Biest mir nichts, dir nichts daher und packt mich am Finger ... Sie müssen entschuldigen, ich bin nämlich ein Mensch, der arbeitet ... Meine Arbeit ist eine Handarbeit. Man soll mich bezahlen. Diesen Finger werde ich vielleicht eine ganze Woche lang nicht rühren können ... In keinem Gesetz steht geschrieben, Euer Wohlgeboren, daß man sich so was von einem Tier gefallen lassen muß ... Wenn jeder Hund beißen wollte, wäre es unerträglich auf der Welt."

„Hm! ... Schon gut ..." meint Otschumjälow streng, während er sich räuspert und die Augenbrauen bewegt. „Schon gut ... Wem gehört der Hund? Das kann nicht so weitergehen. Ich will euch lehren, was das heißt, Hunde streunen zu lassen! Höchste Zeit, die Aufmerksamkeit auf derartige Herrschaften zu lenken, die sich nicht den Verordnungen

fügen wollen. Wenn ich dem Halunken jetzt eine Strafe aufbrumme, wird er schon merken, was das zu bedeuten hat: Hunde und dergleichen vagabundierendes Viehzeug! Ich werde ihm schon zeigen, was eine Harke ist! ... Jeldyrkin", mit diesen Worten wendet sich der Aufseher an den Polizisten, „bringe in Erfahrung, wessen Hund dies ist, und nimm ein Protokoll auf! Was den Hund anlangt, so muß er getötet werden. Unverzüglich! Ist wahrscheinlich tollwütig ... Wessen Hund ist das, frage ich?"

„Anscheinend dem General Schigalow seiner!" meint jemand aus der Menge.

„Des General Schigalow? Hm! ... Jeldyrkin, nimm mir mal den Mantel ab ... Geradezu entsetzlich heiß! Man könnte meinen, es gäbe Regen ... Eins bloß kann ich nicht verstehen: Wie war es überhaupt möglich, daß er dich beißen konnte?" wendet sich Otschumjälow an Chrjukin. „Wie konnte er an deinen Finger kommen? Er ist doch noch klein, und du bist so ein Mordskerl! Hast vermutlich mit deinem Finger wo herumgestochert, und dann ist dir der Gedanke gekommen, was abzureißen. Du bist ... man kennt euch ja! Ich kenne euch, Satansbraten!"

„Euer Wohlgeboren, er fummelte ihm aus Spaß mit einer Zigarre vor der Schnauze herum; der Hund aber ließ sich nicht foppen, sondern schnappte zu ... Ein windiger Mann, Euer Wohlgeboren!"

„Das lügst du in deinen Hals, du einäugiger Kerl! Hast es ja gar nicht mit angesehn, also warum lügst du denn?"

„Seine Wohlgeboren ist ein kluger Herr, und der begreift schon, ob jemand lügt oder ob jemand auf Ehre und Gewissen redet, wie vor Gott selber ... Sollte ich aber jetzt lügen, dann mag es der Friedensrichter untersuchen. Der hat alles schriftlich im Gesetzbuch ... Und heutzutage sind alle einander gleich ... Und was mich anlangt, mein Bruder dient bei den Gendarmen ... wenn Sie es zu wissen wünschen ..."

„Ich wünsche keine Unterhaltung!"

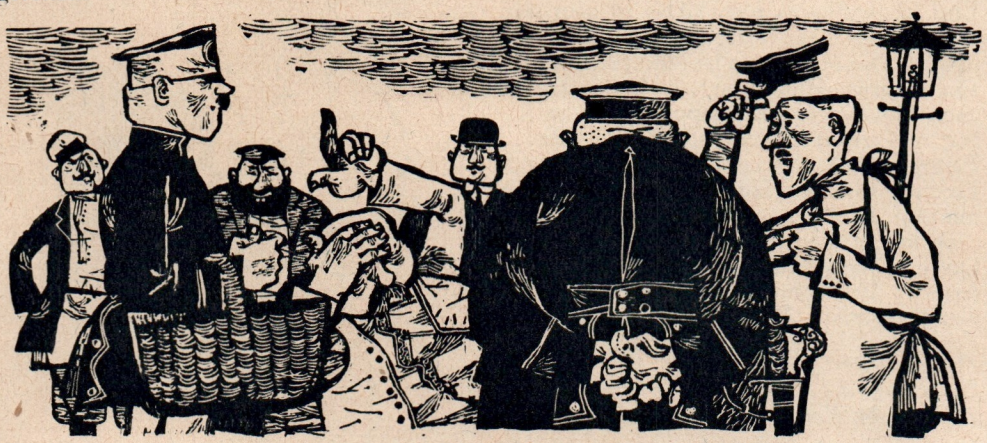
„Nein, das ist niemals der vom General ..." bemerkt tiefsinnig der Polizist. „Der General hat keinen solchen Hund, sondern allemal solche in der Art von Hühnerhunden ..."

„Das weißt du ganz gewiß?"

„Ganz gewiß, Euer Wohlgeboren ..."

„Weiß ich selber auch. Der General hat teure Hunde, Rassehunde, dieser aber — der Teufel weiß, was das für einer ist! Kein Fell, kein Aussehen ... nichts als nackte Scheußlichkeit ... Und solch einen Hund hält man?! ... Wo habt ihr euren Verstand? Wenn so ein Hund in Petersburg oder Moskau sich zeigen wollte, wißt ihr, was geschähe? Dort schlüge niemand erst das Gesetzbuch auf, sondern machte augenblicklich Schluß! Chrjukin, du bist geschädigt, und du solltest die Sache nicht auf sich beruhen lassen ... Man muß ein Exempel statuieren! Es ist höchste Zeit ...!"

„Aber vielleicht ist er doch einer vom General ..." überlegt der Polizist laut. „An der Schnauze steht ihm das nicht geschrieben ... Kürzlich habe ich so einen in seinem Hof gesehen."



„Na klar, ist einer von den Hunden des Generals!“ meldet sich eine Stimme aus der Menge. „Hm! ... Jeldyrkin, Bruder, häng mir mal den Mantel über ... Was doch für ein kühler Wind aufkommt... Mich friert... Dann führe ihn zum General und frage dort nach. Sage, ich hätte ihn gefunden und schickte ihn ... Und sage ferner, man solle ihn nicht auf die Straße hinauslassen ... Es könnte ja ein teurer Hund sein, und wenn ein jedes Schwein ihm mit der Zigarre vor der Nase herumfummelt, wie lange soll es dauern, und er ist verdorben. Ein Hund ist ein zartes Geschöpf... Und du, Lümmel, laß endlich die Hand sinken! Brauchst deinen blöden Finger nicht hervorzustrecken! Bist selber an allem schuld! ...“

„Dort kommt der Koch des Generals, den wollen wir fragen ... He, Prochoz! Komm doch mal her, Bester! Sieh dir doch mal den Hund da an ... Ist das eurer?“

„Was bildest du dir wohl ein? Von dieser Sorte haben wir zeitlebens keine gehabt!“

„Wozu da überhaupt noch lange fragen?“ meint Otschumjälow. „Ist ja ein Streuner! Da braucht man sich nicht lange zu unterhalten! ... Wenn ich sage, es ist ein Streuner, dann ist es ein Streuner ... Umbringen und Schluß damit.“

„Das ist keiner von unseren Hunden“, fährt Prochoz fort. „Der gehört dem Bruder des Generals, der kürzlich hergereist ist. Unser Herr ist kein Liebhaber von Windhunden. Aber der Herr Bruder ist es ...“

„Ist denn der Herr Bruder, Wladimir Iwanytsch, angekommen?“ fragt Otschumjälow und verzieht sein ganzes Gesicht zu einem Lächeln der Rührung. „Schau an, du lieber Gott! Und ich wußte es nicht! Ist wohl zu Besuch hergereist?“

„Ja, zu Besuch ...“

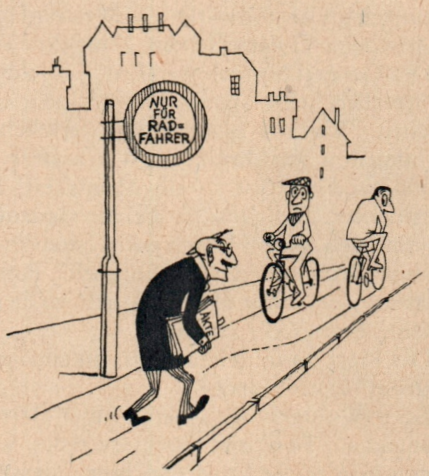
„Schau einer an! Du lieber Gott ... Hat Sehnsucht nach seinem Bruder gehabt ... Und ich wußte es nicht! Das ist also sein Hündchen? Sehr erfreut ... Da nimm ihn ... Das Hündchen ist schon richtig ... Ein scharfes Hündchen ... Zapp, hat es nach dem Finger geschnappt! Ha-ha-ha ... Na, was zittert es denn so? Rrr... Rrr... Es ärgert sich, das liebe kleine Viech ...“

Prochoz ruft den Hund und entfernt sich mit ihm. Die Menge lacht über Chrjukin.

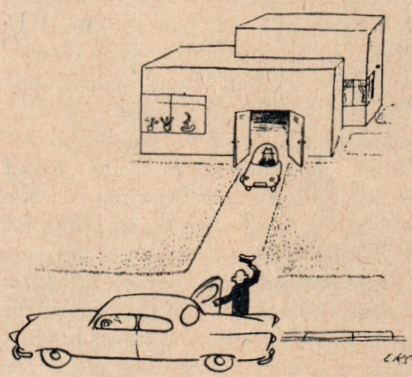
„Ich kriege dich noch einmal!“ droht ihm Otschumjälow und setzt, während er sich fester in den Mantel hüllt, seinen Weg über den Marktplatz fort.

Am 29. Januar jährt sich zum 100. Male der Geburtstag des russischen Schriftstellers und Meisters der Kurzgeschichte, Anton Tschechow.

Aktennotizen



Ohne Worte (Zeichnung: Heinemann)



Ohne Worte (Aus: „Münchner Illustrierte“)

„Sie sind der geborene Beamte –“ (Zeichnung: Heide)

LOU FISCHER

JEDE ZEIT LIEBT ANDERS

(IV und Schluß*)
LIEBE, BÜRGERTUM, SOZIALISMUS

Die Liebe, im Ancien régime Getändel, Amüsement, Machtbefriedigung, bei der die Person ständig wechselt, ändert jetzt völlig ihr Kostüm. Sie gibt sich wahrhaft, sittlich, tugendhaft, erhaben, rein und keusch. Die Einheit von Körper und Seele wird proklamiert. Die Liebe ist ewig und unwandelbar. Man ist aneinander gefesselt, untrennbar verbunden.

SCHLECHTE BEISPIELE VERDERBEN GUTE SITTEN

Schon die geistigen Vorkämpfer des Bürgertums haben Moral und Sitten des Ancien régime angeprangert und haben sich dabei erkühnt, das Häßlichste und Gemeinste darzustellen. Ein Swift, ein Voltaire, ein Goya, große Repräsentanten bürgerlicher Gedanken, haben Abscheuerregendes dargestellt. Andere haben das gute Beispiel des neuen Standes dem schlechten der Feudalklasse gegenübergestellt, damit ihr Werk dem Volke diene, den Herrschenden mißfalle.

Im Vorwort seines als Modell der „neuen Liebe" gedachten Romans „Die neue Heloise" kritisiert Rousseau den bisher existierenden Roman, weil er dem Leser, der dem dritten Stand angehört, ständig nicht vorhandene Reize eines höheren Standes vorgaukelt, und damit „setzt er ihren eigenen Stand in ihren Augen herab, reizt sie zu sein, was sie nicht sind, und macht sie damit zu Narren. Wenn Romane ihren Lesern nur vorhielten, was sie in ihrer Umgebung sehen, Pflichten, welche sie erfüllen können, Freuden, die ihnen zugänglich sind, so würden die Romane sie, statt sie zu verdummen, weise machen. Schriften, die für lebende Menschen taugen, müssen deren Sprache sprechen: wenn sie sie belehren wollen, müssen sie ihnen gefallen, müssen sie fesseln, müssen ihnen ihren Stand lieb machen, indem sie ihnen denselben angenehm zeigen, sie müssen die Grundsätze der vornehmen Welt bekämpfen und zerstören, müssen sie falsch und verächtlich darstellen, das heißt, so wie sie in Wahrheit sind ... daher muß ein Roman, der Nutzen stiften soll, in der Modewelt als ein langweiliges, plattes, überspanntes und lächerliches Buch verspottet, gehaßt und verrufen sein."

DIE FRAU BLEIBT EIN ANNEX DES MANNES

Die sogenannten unveräußerlichen Menschenrechte, der Ruf nach „Freiheit — Gleichheit — Brüderlichkeit", haben jedoch die Stellung des Mannes zur Frau ebensowenig zu verändern vermocht wie jene des Herrn zum Knecht, des Unter-

Honoré Fragonard, Der Kuß, Galanter Kupferstich

*) s. „Magazin" Nr. 10, 11, 12/1959

Die Konvenienzehe
Nach einem Gemälde von José Frappa

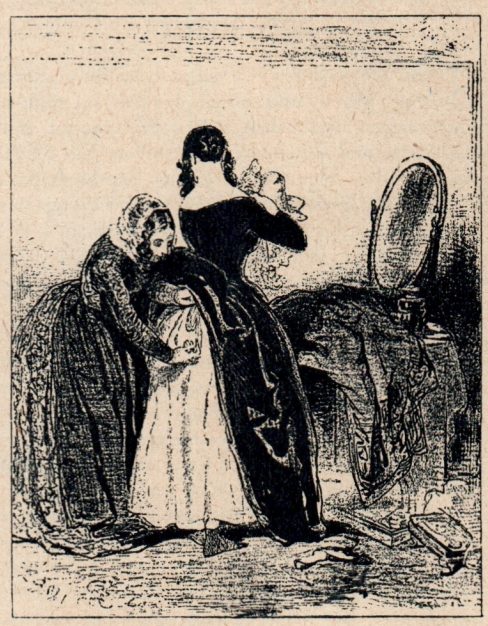
drückers zum Unterdrückten. Während der Revolution und noch einige Jahre nachher besaß die Frau die Freiheit der Anarchie, die Gleichheit hat sie in der Bourgeoisie nicht erlangt, und die Brüderlichkeit dominierte nur in den Werken der großen Idealisten, bei Lessing und Goethe, im moralischen Theater Schillers, auf den Gemälden von Delacroix, in der Musik Beethovens. Napoleon aber war kein Idealist. Als Imperator brauchte er eine gefestigte Gesellschaftsordnung, als Feldherr Mütter, die Soldaten gebären, doch nicht über sie bestimmen, das Kriegsrecht duldet keine Emanzipation der Frau. Und so hat der Staatsmann die Gleichstellung der Frau um Jahre zurückgehalten. Der „Code Napoléon" untersagt die Vaterschaftsklage der unehelichen Mutter, der Mann hat das Bestimmungsrecht über Frau und Kinder. Die Frau schuldet dem Mann Gehorsam, er kann sich scheiden lassen, wenn sie ihn betrügt, und wenn er sie dabei erwischt und tötet, ist das vor Gericht entschuldbar.

Balzac schreibt zu Napoleons Gesetzbuch gleichsam den Kommentar. In seiner „Psychologie der Ehe" heißt es: „Die Frau ist ein Eigentum, das man kontraktlich erwirbt, sie ist bewegliches Eigentum, denn der Besitz macht den Rechtsanspruch aus; schließlich ist die Frau, genaugenommen, nur ein Annex des Mannes."

Und Friedrich Engels: „Die Ehe war nach bürgerlicher Auffassung ein Vertrag, ein Rechtsgeschäft, und zwar das wichtigste von allen, weil es über Körper und Geist von zwei Menschen auf Lebenszeit Verfügung traf ... Die Ehe blieb Klassenehe, aber innerhalb der Klasse wurde den Beteiligten ein gewisser Grad von Freiheit und Wahl zugestanden. Und auf dem Papier, in der moralischen Theorie wie in der poetischen Schilderung, stand nichts unerschütterlicher fest, als daß jede Ehe unsittlich, die nicht auf gegenseitiger Geschlechtsliebe und wirklich freier Übereinkunft der Gatten beruht. Kurzum, die Liebesehe war proklamiert als Menschenrecht, und zwar nicht nur als droit de l'homme, sondern ausnahmsweise auch als droit de femme. Dies Menschenrecht unterschied sich aber in einem Punkt von allen übrigen Menschenrechten. Während diese in der Praxis auf die herrschende Klasse, die Bourgeoisie, beschränkt blieben und in der unterdrückten Klasse, dem Proletariat, direkt oder indirekt verkümmert wurden, bewährt sich hier wieder die Ironie der Geschichte. Die herrschende Klasse bleibt beherrscht von den bekannten ökonomischen Einflüssen und weist daher nur in Ausnahmefällen wirklich frei geschlossene Ehen auf, während diese bei der beherrschten Klasse ... die Regel ist."

DIE BÜRGERLICHE LEBENSLÜGE

Die Interessen der neuen Klasse waren weitaus mächtiger als ihre Ideen. Sie bereicherte sich. Hat dieser Reichtum aus ihren einzelnen Vertretern höherstehende Wesen gemacht? Hat er in ihnen neue Tugenden entwickelt, sie „edel, hilfreich und gut" gemacht? Das Resultat war geradezu erschreckend. Thomas Carlyle entwirft in seinem „Past and Present" ein schauerliches Bild dieser ersten Bourgeoisie, „dieser widerlichen Geldmaschinen ohne Gefühl und ohne Spur feineren Empfindens", und beschreibt, wie der reine Waren-



Gavarni, Lithographie
„Ein seidener Unterrock ist doch leichter zu verdienen als ein paar baumwollene Strümple"

charakter zum einzigen Maßstab aller Dinge wurde. Auch Stendhal beklagt sich wiederholt über „das prosaische Zeitalter des Gelderwerbs“: „In Europa nährt sich die Begierde von der Unterdrückung; in Amerika verkümmert sie unter der Freiheit ... Die jungen Amerikanerinnen in den Vereinigten Staaten sind derart von einem vernunftgemäßen Denken erfüllt, werden so von ihm bestimmt, daß die Liebe, diese Blüte unseres Lebens, bei der dortigen Jugend wegfällt. Man kann in Boston getrost ein junges Mädchen mit einem hübschen Besucher allein lassen und kann gewiß sein, daß sie sich nur für das Vermögen ihres Zukünftigen interessiert.“

So entstand also im bürgerlichen Zeitalter die völlige Umkehrung der Idee in ihr Gegenteil. Für die Liebe bedeutet dieser Widerspruch zwischen Idee und Wirklichkeit das Aufkommen der „neuen Lebenslüge“, der größten Moralheuchelei. Die neue Klasse wollte die Wirklichkeit genießen und sie durch das Ideal verschleiern. Wirklichkeit war all der Genuß, den sie mit ihrem Gelde kaufen konnte, und dieser polygame Genuß war verführerischer als die Monogamie in der Ehe. Doch konnte sie diese als Ideal nicht entbehren, denn sie war für die neue Form der Warenproduktion Voraussetzung; die Massen mußten im Glauben gehalten werden, daß die Bourgeoisie die wahrhaft sittliche Weltordnung verkörperte. Der feudale Don Juan brauchte sich um die analphabetischen Massen nicht zu kümmern, der kapitalistische Roué sah sich genötigt, den Puritaner zu spielen.

„Wahrung des Anstands nach außen“ hieß daher die neue Losung der neuen Moral. Die Bilder Hogarths und Daumiers sind die realistischen Darstellungen dieser Feigenblattmoral. Und so wurde das Mädchen, das man heiratet, die Ehegattin, zur „anständigen Frau“, die aber, die man heimlich und „sündig“ liebte, gehörte einer anderen Welt an, der Halbwelt. Die Mätresse, die Kokotte hat Zola in „Nana“ genau porträtiert.

Die „anständige Frau“ aber war durch den Sieg der bürgerlichen über die absolutistische Gesellschaft in keiner Weise gleichberechtigt geworden. Wenn sie kein Geld hatte, mußten andere Reize der Köder sein. Und hatte sie den Mann „eingefangen“, wurde sie zur Gefangenen, mußte die Ideale verwirklichen, die er mit Füßen trat, das stille häusliche Glück, in dem man Behaglichkeit und Ruhe fand. Sie war ihm Respekt schuldig, Bewunderung, und das „Nie sollst du mich befragen“ wurde zur kategorischen Forderung.

DIE PUPPE „ENTPUPPT“ SICH

Gegen diese verlogene Scheinheiligkeit empörte sich Henrik Ibsen, der leidenschaftlich für das „unterdrückte“ Geschlecht Partei nahm. Nach einer wahren Begebenheit schrieb er sein bekanntes Stück „Ein Puppenheim“, das höchste Entrüstung erregte, schildert er, wie Nora, die, um ihren Mann, den ehrbaren und korrekten Herrn Bankdirektor, vor dem Bankrott zu retten, schwindeln, lügen und einen Wechsel fälschen muß und für ihr Opfer von

Francisco de Goya
Kokotte verleugnet auf der Straße ihre ärmlich gekleidete Mutter
Radierung aus den Caprichos, Blatt 16, um 1796

ihm beschimpft wird, plötzlich hinter der Fassade des ehrbaren Bürgertums den Sumpf von Heuchelei und Verlogenheit erkennt. In dieser Luft will sie nicht mehr leben, will Mann und Kind verlassen, um ein anständiger Mensch zu werden und sich das Recht zu erkämpfen, ihr Kind in Wahrheit zu erziehen. Dieser Schluß, daß eine Frau Mann und Kind verläßt, erregte solchen Skandal, daß Ibsen ihn ändern, aus ihm ein Happy-End machen mußte, damit das Stück in Wien, Berlin und Hamburg gespielt werden konnte. Auch in den „Gespenstern“, der „Wildente“ und vielen anderen seiner Stücke stellte er den Widerspruch zwischen Ideal und gesellschaftlicher Wirklichkeit dar. In der „Wildente“ spricht er es aus: „Nehmen Sie einem Durchschnittsmenschen die Lebenslüge, und Sie nehmen

ihm zu gleicher Zeit sein Glück." Seine Frauengestalten sind meistens von den Männern „unverstanden", denn diese Männer haben durch ihr Geschäftemachen und durch die Konvention die unverdorbene, naive, natürliche, mutige Haltung,

Henri de Toulouse-Lautrec
Lithographie, 1893, zu „La maison Tellier"
von Guy de Maupassant

die sich die Frau besonders in der Liebe noch bewahrt hat, verloren. In den „Stützen der Gesellschaft" führt ein Liebespaar folgenden Dialog:

„Dina: Ich möchte bloß noch eins wissen — ob die Menschen drüben auch so sehr — so sehr moralisch sind? ...

Johann: Nun, jedenfalls sind sie nicht so schlimm, wie man hier glaubt ...

Dina: Ich wünschte sie gerade nicht so sehr anständig und moralisch.

Johann: Nicht? Wie sollten sie denn sein?

Dina: Sie sollten natürlich sein."

DIE GATTIN UND DIE DIRNE

Die „anständige Frau" wurde in der Prüderie erstickt und mußte erotische Reize dem „äußeren Anstand" opfern — sowohl in der bis zum Hals hochgeschlossenen Kleidung als auch in ihrer Redeweise — Brust und Busen nannte sie Hals, den Unterrock Jupon, Schenkel und Waden gab es nicht, höchstens Füße, diese aber wurden bis zu den Spitzen unsichtbar gemacht, und wenn die Frau schwanger wurde, kam sie in „andere Umstände". Der zahlungskräftige Mann aber vergönnte sich jede Lustbefriedigung. Die Großstädte boten ihm alle Genüsse der käuflichen Liebe, vom höchsten Raffinement bis zum billigsten Massenkonsum. Offene und verschleierte Prostitution, auf den Straßen, in den Bordellen, wurde ihm angeboten, und die Nachfrage paßte sich dem Angebot an. Mit Abscheu jedoch betrachtete der ehrbare Herr die heimlich von ihm frequentierte Prostituierte. Sie war eine Ausgestoßene, war vogelfrei. Schon jeder voreheliche Geschlechtsverkehr der Frau galt als Unzucht, und wurde ein Mädchen gar schwanger, so hatte sie sich die Achtung aller anständigen Leute verscherzt, alle Türen verschlossen sich vor ihr.

Wie Ibsen zum Anwalt der anständigen Frau, wurde Frank Wedekind zum Verteidiger der Dirne. Er besingt sie als Schlange, als das süße Tier, dem der Mann verfällt, der sie zu Fall bringt. „Sie bringt ihn auf den Hund und geht dann selbst vor die Hunde." „Das wahre Tier, das wilde schöne Tier, das — meine Damen! sehen Sie nur bei mir", heißt es im Prolog zum „Erdgeist". Seine Frauen sind nicht mehr das Weibliche, das hinanzieht — sie ziehen hinab, aus der Himmelfahrt wird Höllensturz.

Es wurde jetzt Mode, die Dirne zu besingen, aus Opposition gegen ihre Schändung wurde ihre Verherrlichung, sie wurde zum Symbol der Unterdrückung und der revoltierenden Natur.

August Strindberg verhielt sich zwiespältiger zur Frau. Ihm war jede Frau, ob Dirne oder Eheweib, das Objekt seiner Haßliebe: Madonna und Teufelin. Und in seiner Beichte zählt er auf, was in der Liebe für ihn nebeneinander Platz hat: „Böse und gut, erhaben und kleinlich, Treulosigkeit und ewige Liebe, Küsse und Schläge, ehrenrührige Beschuldigungen und grenzenlose Bewunderung."

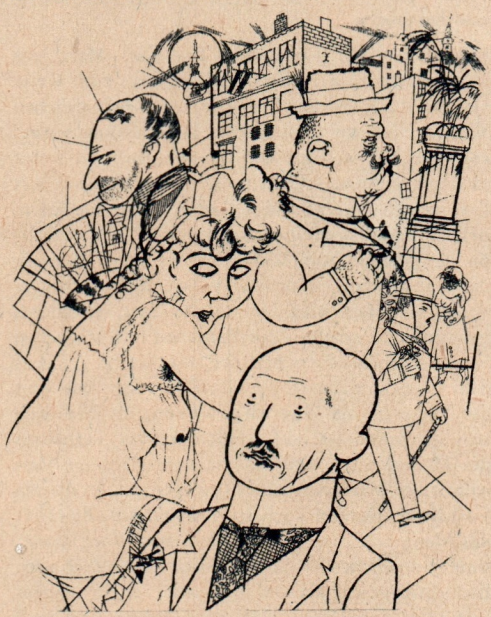
Gegen die Scheinheiligkeit in der Liebe und als Protest gegen die Scheinheiligkeit entstand noch eine andere Richtung der Opposition — die sogenannte „freie Liebe".

Der französische Schriftsteller Henri Murger hat in seinem berühmt gewordenen Buch „Scènes de la vie Bohème", dem Puccini den Stoff zu seiner berühmten Oper „Bohème" entnahm, die Liebe unter Künstlern geschildert, die ebenso Außenseiter der

Gesellschaft waren wie die Mädchen der Halbwelt. Doch das bleiben die Ausnahmen, ebenso wie das freie Liebesleben einer George Sand, einer George Elliot oder der Gräfin D'Agoult, der Geliebten Liszts. Zumeist aber handelte es sich in solchen Fällen um zeitweilige Liebesverhältnisse von Künstlern und solchen, die es werden wollten, zwischen einem Mädchen aus den „niederen Ständen" und einem aus dem Bürgertum stammenden Mann, und zumeist war eine spätere Trennung die Folge. Die muntere und ausgelassene Grisette, das „süße Mädel" aus der fröhlichen Studentenbude oder dem heiteren Künstleratelier, wurde verlassen, ihr Partner wurde „ernst" und „vernünftig" und heiratete vielfach eine Tochter aus gutem und meist vermögendem Haus. Und solche Mädchen wurden dann, wenn sie nicht einen ehrbaren Mann aus kleinen Verhältnissen fanden, die Lustobjekte der Bordelle und Absteigequartiere oder „alte Jungfern", die sich als Kammerzofen oder Näherinnen ihre paar Groschen verdienen mußten.
In einer Lithographie von Gavarni aus dieser Zeit sieht man eine dieser Grisetten, und darunter steht: „Ein seidener Unterrock ist doch leichter zu verdienen als ein paar baumwollene Strümpfe."

DIE FRAU UND DER SOZIALISMUS

1889 hat der Sozialistenkongreß die Rechtsgleichheit der Geschlechter verkündet. Von diesem Datum an wird Sozialismus immer auch Gleichstellung der Frau bedeuten. Die Befreiung der Arbeiterschaft ist identisch mit der Befreiung der Frau. Eines ist mit dem anderen untrennbar verbunden.



George Grosz
Aus „Ecce Homo", Malik-Verlag, 1923

Gabriele Mucchi, Morgengruß, Öl, 1953

Immer schon hatten Proletarier zum Unterschied von den Besitzenden, die einen Erben hinterlassen, ihre Ehen „freier" geschlossen. Auch hat die freie Liebe bei ihnen im allgemeinen nicht als „Sünde" gegolten. Der Arbeiter und die Arbeiterin, die im kapitalistischen Arbeitsprozeß stehen, haben keine zu große „Auswahl", und oft entscheidet die zufällige Gelegenheit; viele Arbeiterehen wurden geschlossen, weil ein Haushalt zu zweit billiger ist und man mit einer Frau praktischer lebt, es ist also eine Vernunftehe, die aus freier Neigung entstand. Die Frau allerdings hat die doppelte Last zu tragen: die Erziehung der Kinder, der Haushalt sind noch meist ihre Domäne, daneben aber steht sie an der Seite des Mannes im Arbeitsprozeß, der, zu ihrer Befreiung unerläßlich, im Kapitalismus diese Befreiung illusorisch macht.
Die sozialistische Gesellschaft setzt es sich zum Ziel, diesen Widerspruch aufzuheben, er kann nicht von heute auf morgen gelöst werden, und nur die gemeinsame Arbeit von Frau und Mann vermag ihn zu überwinden.
Über die Frau der künftigen sozialistischen Welt schreibt August Bebel: „In der Liebeswahl ist sie gleich dem Manne frei und ungehindert. Sie freit oder läßt sich freien und schließt den Bund aus keiner anderen Rücksicht als auf ihre Neigung ... Der Sozialismus schafft hier nichts Neues, er stellt auf höherer Kulturstufe und unter neuen gesellschaftlichen Formen nur wieder her, was, ehe das Privateigentum die Gesellschaft beherrschte, allgemein in Geltung war. Der Mensch soll unter der

Fritz Cremer
Mädchen mit Spiegel, 1955

Voraussetzung, daß die Befriedigung seiner Triebe keinem anderen Schaden oder Nachteil zufügt, über sich selbst befinden. Die Befriedigung des Geschlechtstriebs ist ebenso jedes einzelnen persönliche Sache wie die Befriedigung jedes anderen Naturtriebs ... Einsicht und Bildung, volle Unabhängigkeit der Person, alles Eigenschaften, die durch die Erziehung und die Verhältnisse in der zukünftigen Gesellschaft naturgemäß sind, werden jeden davor bewahren, Handlungen zu begehen, die zu seinem Nachteil gereichen. Selbstzucht und Kenntnis des eigenen Wesens besitzen die Männer und Frauen der künftigen Gesellschaft in viel höherem Grade als die heutigen. Die eine Tatsache, daß jene blöde Scheu und Heimlichtuerei, über geschlechtliche Dinge zu sprechen, verschwindet, wird den Verkehr der Geschlechter weit natürlicher gestalten als dies heute der Fall ist. Stellt sich zwischen zwei Menschen, die einen Bund geschlossen, Unverträglichkeit, Enttäuschung oder Abneigung heraus, so gebietet die Moral, die unnatürlich und darum unsittlich gewordene Verbindung zu lösen. Und da die Verhältnisse verschwinden, die bisher eine so große Zahl Frauen entweder zur Ehelosigkeit oder zum Verkauf ihres Körpers verurteilten, so kann die Männerwelt kein Übergewicht mehr geltend machen ... Die volle Emanzipation der Frau und ihre Gleichstellung mit dem Mann ist eines der Ziele unserer Kulturentwicklung, dessen Verwirklichung keine Macht der Erde zu verhindern vermag."

Der große russische Aufklärer N. G. Tschernyschewski hat in seinem Roman „Was tun?" schon in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die neuen Beziehungen zwischen Mann und Frau, die Liebe von modernen Menschen, die Erziehung der Gefühle und die völlige Gleichstellung der Frau beschrieben. In seinem Buch, einem Lehrbuch für Liebende, schreibt er: „Nur der liebt, welcher der geliebten Frau dazu verhilft, daß sie sich zur Unabhängigkeit erheben kann." „Wer behauptet, die Liebe nehme ab, sobald er und sie sich ungehindert und völlig angehören, der kennt die wahre Liebe nicht, der kennt nur erotische Eitelkeit oder erotische Phantasterei. Die echte Liebe beginnt vielmehr erst, wenn man anfängt, zusammen zu leben." „Ohne völlige Unabhängigkeit gibt es kein volles Glück und keine wahre Liebe. Arme Frauen, wie wenig unter euch kennen dieses Glück." Tschernyschewski beschrieb die Liebe zwischen sozial denkenden Menschen. Er wußte, daß ohne Revolution diese Ideen sich nicht durchzusetzen vermögen und daß es auch nach dem Sieg der Revolution noch lange dauern wird, bis das Bewußtsein der Menschen einer neuen gesellschaftlichen Wirklichkeit entspricht, bis die neue Gesellschaft den neuen Menschen erzieht. In der kapitalistischen Welt seiner Zeit jedoch kommen „noch immer auf einen neuen Menschen mehr als zehn vorsintflutliche Menschen. Natürlich, in einer vorsintflutlichen Welt lebt auch ein vorsintflutliches Geschlecht ... Der Mensch sucht so lange wie möglich den Zustand zu erhalten, in den er sich eingelebt hat; auf dem Grund unserer Natur liegt ein konservatives Element, von dem wir uns nur im Notfall trennen können."

Auch George Sand hatte ähnliche Gedanken. In einem Gespräch mit Balzac über die Liebe sagte sie: „Obwohl wir durch Schriften die Revolution künftiger Sitten vorbereiten, bin ich doch oft sehr erstaunt, wie wenig wir selbst noch unseren Idealen nachkommen."

Die französische bürgerliche Schriftstellerin Simone de Beauvoir schreibt in ihrem Buch „Das andere Geschlecht", das vor einigen Jahren erschien: „Eine Welt, in der Mann und Frau gleich sind, kann man sich leicht vorstellen. Denn es ist genau die Welt, welche die sowjetische Revolution versprochen hatte ... Noch aber wird die heutige Frau zwischen Vergangenheit und Zukunft hin- und hergezerrt."

Das Wesen der Liebe aber hat Karl Marx uns klassisch formuliert: „In dem Verhältnis zum Weib, als dem Raub und der Magd der gemeinschaftlichen Wollust, ist die unendliche Degradation ausgesprochen, in welcher der Mensch für sich selbst existiert, denn das Geheimnis dieses Verhältnisses hat seinen unzweideutigen, entschiedenen, offenbaren, enthüllten Ausdruck in dem Verhältnis des Mannes zum Weibe und in der Weise, wie das unmittelbare, natürliche, notwendige Gattungsverhältnis gefaßt wird. Das unmittelbare, natürliche, notwendige Verhältnis des Menschen zum Menschen ist das Verhältnis des Mannes zum Weibe ... Aus dem Charakter dieses Verhältnisses folgt, wie weit der Mensch als Gattungswesen, als Mensch sich geworden ist und erfaßt hat; das Verhältnis des Mannes zum Weib ist das natürlichste Verhältnis des Menschen zum Menschen ... In diesem Verhältnis zeigt sich auch, inwieweit das Bedürfnis des Menschen zum menschlichen Bedürfnis, inwieweit ihm also der andere Mensch als Mensch zum Bedürfnis geworden ist, inwieweit er in seinem individuellsten Dasein zugleich Gemeinwesen ist."

Vignetten: Axel Leskoschek

KURT TUCHOLSKY

Augen in der Groß-Stadt

Wenn du zur Arbeit gehst
am frühen Morgen,
wenn du am Bahnhof stehst
mit deinen Sorgen:
da zeigt die Stadt
dir asphaltglatt
im Menschentrichter
Millionen Gesichter:
Zwei fremde Augen, ein kurzer Blick,
die Braue, Pupillen, die Lider —
Was war das? vielleicht dein Lebensglück...
vorbei, verweht, nie wieder.

Du gehst dein Leben lang
auf tausend Straßen;
du siehst auf deinem Gang,
die dich vergaßen,
ein Auge winkt,
die Seele klingt;
du hast gefunden,
nur für Sekunden...
Zwei fremde Augen, ein kurzer Blick,
die Braue, Pupillen, die Lider —
Was war das?
kein Mensch dreht die Zeit zurück...
vorbei, verweht, nie wieder.

Du mußt auf deinem Gang
durch Städte wandern;
siehst einen Pulsschlag lang
den fremden Andern.
Es kann ein Feind sein,
es kann ein Freund sein,
es kann im Kampfe dein
Genosse sein.
Es sieht hinüber
und zieht vorüber...
Zwei fremde Augen, ein kurzer Blick,
die Braue, Pupillen, die Lider —
Was war das?
Von der großen Menschheit ein Stück!
Vorbei, verweht, nie wieder.

(1931)

Am 9. Januar jährt sich zum siebzigstenmal der Geburtstag des satirischen Schriftstellers Kurt Tucholsky. In Vers und Prosa griff er das Spießerleben, den politischen Opportunismus und die soziale Ungerechtigkeit in der Weimarer Republik an und ergriff Partei für die revolutionären Arbeiter. Er starb 1935 im Exil. Sein Werk ist auch heute noch, was die Verhältnisse in der Bundesrepublik betrifft, hochaktuell und eine wirksame Waffe im Kampf gegen Monopolkapital und Militarismus.

kleine fische

Eine sehr gegenwärtige, aber kaum eine Liebesgeschichte

von Berta Waterstradt

Illustrationen: Elizabeth Shaw

Erich Kluge klopfte mit hartem Knöchel an den Glaskasten, in dem der Goldfisch schwamm, der dem Lokal seinen Namen gegeben hatte.

„Mit kleinen Fischen gebe ich mich nicht ab", sagte er und leerte seine Molle in einem Zug.

„Das verlangt ja auch keiner von Ihnen", meinte die Wirtin vom „Goldfisch", der in dieser Stunde gerade keine Goldgrube war. Denn außer Erich Kluge, der sich sein zweites Glas bestellte, war nur noch ein Gast anwesend, eine junge Frau, die am Tisch saß und Briefe schrieb. Dabei nippte sie an einer Tasse Kaffee, und an Kaffee kann kein Wirt sehr viel verdienen.

„Wovon sprach ich grade?" fragte Kluge und betrachtete die Blume seines Bieres.

„Von kleinen Fischen", antwortete die Wirtin und klapperte mit ihrem Strickzeug.

„Richtig", sagte Kluge, „mit Kleckerkram gebe ich mich nicht mehr ab, davon hat man ja doch nichts. Kommt da neulich so ein Schnösel zu mir hereingestürmt und schreit: Sie müssen sofort mitkommen. — Sachte, junger Mann, sage ich ganz ruhig, wo brennt es denn? — Gar nicht, meint er. — Darauf ich, da haben Sie aber noch einmal Glück gehabt. Sonst hätte ich Sie zur Feuerwehr geschickt oder zum Arzt wegen der Brandwunden. — Hahaha." Er belachte schallend seinen eignen Witz. In das Gelächter stimmte die Wirtin nicht ein, weil sie erstens die Witze ihrer Stammkunden schon kannte und weil sie sich vor kurzem drei Vorderzähne hatte ziehen lassen. Dafür kicherte die junge Frau am Tisch so ausgiebig, daß sie sich verschluckte. Mit einem Satz war Kluge bei ihr und klopfte ihr kräftig den Rücken.

„Ist es jetzt besser?" fragte er.

„Ja, vielen Dank", sie wischte sich noch ein Lachtränchen aus dem Augenwinkel, „das war wirklich sehr freundlich von Ihnen . . ."

„Kleine Fische", sagte Kluge, „wollen wir auf den Schrecken einen Schnaps trinken? Mein Name ist übrigens Kluge."

„Sehr angenehm, Siebert."

Nach dem ersten Schnaps fragte Kluge schon vertraulicher, warum sie ihre Korrespondenz in der Kneipe erledige. Ein Schatten glitt über ihr Gesicht:

„Ich bin nicht mehr gern zu Hause", sagte sie. „Da ist alles grau in grau."

„Einsame Frau", taxierte Kluge im stillen, „Anfang Dreißig, feines Gesicht, lange Wimpern, blondes Haar, blitzsaubere weiße Bluse . . ." Er bestellte einen zweiten Schnaps.

„Sie müssen nicht so schwarz sehen", sagte er, „es wird bei Ihnen auch bald wieder heller werden."

„Das walte Gott", sagte sie und hielt den Kopf gesenkt. Kluge überlegte, ob er einen dritten Schnaps bestellen solle, aber die Wirtin war im Augenblick nicht zu sprechen, sie hatte das Radio eingeschaltet und wartete auf das Ergebnis der Dienstag-Bärenlotterie.

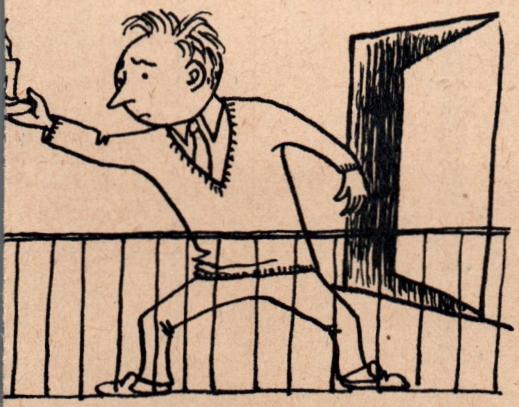
Die junge Frau erhob sich und ging zum Goldfischbassin. Ihr Schatten bildete eine schmale Silhouette an der gegenüberliegenden Wand. Sie sah unendlich zart und hilfsbedürftig aus. „Sehen Sie", sagte sie, als er ihr gefolgt war, und wies auf den Goldfisch, „wie ziellos er hin und her schwimmt. Ob er sich niemals an den harten Kanten stößt?"

Kluge legte den Arm um sie: „So einsam ist der kleine Fisch? Soll ich ihn mal besuchen kommen?"

Sie wandte sich ihm zu und streckte ihm beide Hände entgegen. Zum erstenmal sah sie ihn richtig an, mit großen dunklen Augen, in denen kleine Goldpünktchen schwammen.

„Das wäre herrlich", rief sie. „Je eher Sie kommen, um so lieber wäre es mir."

Den kurzen Weg legten sie schweigend zurück. Erst als sie das Haus betraten, meldeten sich bei Kluge Bedenken. Hatte er sich da nicht sehr übereilt in ein Abenteuer gestürzt? dachte er auf der ersten



Treppe. Auf der zweiten kam ihm in den Sinn, daß die Frau eigentlich gar nicht so aussah, aber stille Wasser ... Auf der dritten Etage fiel ihm ein, daß Grete mit dem Abendbrot auf ihn wartete. Aber als sie im vierten Stockwerk angelangt waren, kam er gar nicht mehr zum Denken. Eine Männerstimme rief aus der geöffneten Korridortür: „Barbara, bist du's? Gott sei Dank, daß du den Meister mitgebracht hast."

Im Korridor stand ein Mann, der einen Leuchter mit einer brennenden Kerze in der Hand hielt, die wie ein Heiligenschein ein Gesicht umrahmte, das Kluge kannte. Es gehörte dem Schnösel, den er in der Werkstatt so verkohlt hatte. Das Flurtischchen war mit durchgebrannten Sicherungen übersät. Nun ging Meister Kluge ein Licht auf, das bedeutend größer war als das, das der junge Mann in der Hand hielt: „Ich habe leider mein Werkzeug vergessen", sagte er wütend.

„I wo, das ist ja hier", rief Barbara und zeigte auf die Aktentasche, die er ihr galanterweise abgenommen hatte. „Ich war vorhin in der Werkstatt und traf Sie leider nicht an. Ihre Frau sagte mir, Sie wären im ‚Goldfisch', und ich sollte ruhig mit Ihnen reden, Sie wären gar nicht so." Hier schluckte sie ein bißchen, aber Erich Kluge schluckte noch mehr. „Und das Werkzeug hat sie mir gleich mitgegeben."

Als die elektrischen Birnen wieder flammten, verstand Kluge gar nicht, was ihm vorhin so an der jungen Frau gefallen hatte. Sie sah doch sehr blaß und unscheinbar aus, und dran war an ihr überhaupt nichts. Er trank etwas mürrisch das Schnäpschen, das ihm der dankbare Hausherr kredenzte, und verabschiedete sich. Im Korridor holte ihn Barbara ein. Sie legte ihm beide Hände auf die Schultern: „Nicht böse sein, Meister Kluge, aber es ist so furchtbar schwer, einen Handwerker zu bekommen, keiner will mehr Reparaturen annehmen. Recht herzlichen Dank, daß Sie gekommen sind." Ihre dunklen Augen, in denen die Goldpünktchen schwammen, sahen ihn flehend an.

„Nichts zu danken, junge Frau, das waren nur kleine Fische", sagte Kluge etwas heiser und ging langsam die Treppe hinunter.

Liebe ist etwas Komisches

Liebe ist etwas Komisches. Ein Mann küßt ein Mädchen auf den Nacken, weil es schöne Beine hat.

Lilli Palmer

★

Koketterie ist die Gabe, ein Herz zu gewinnen, ohne das eigene zu verlieren. *Brigitte Bardot*

★

Es gibt Männer, in die man erst richtig verliebt ist, wenn andere dabei sind. *Fanny Reventlow*

★

Eine Frau fühlt sich alt von dem Tage an, an dem man ihr nichts Schlechtes mehr nachredet. *Colette*

★

Auf die Frage, ob die Frauen in Paris denn wirklich so schön wären, meinte Jean Paul:

„Ja, schön sind sie, aber viele auch tugendhaft. Es gibt eben nichts Vollkommenes auf der Welt."

★

Bei einer Turiner Frauenzeitschrift fragte eine Leserin an: „Was kann ich tun, damit mein Freund besser rasiert zum Rendezvous kommt?"

Die Antwort lautete:

„Vielleicht kommen Sie etwas pünktlicher, Signorina?!"

Heinz Kahlow

„Dann sehn wir uns in Bitterfeld"

Aus Bitterfeld kam ein Brief

„... sind Euch Namen wie EKB (Elektrochemisches Kombinat Bitterfeld), Agfa-Filmfabrik und Farbenfabrik Wolfen sicher geläufig, auch die zahlreichen Braunkohlengruben rings um die Stadt sind bestimmt nicht unbekannt. Viele Chemikalien, Dederon und Wolcrylon, Filme, Tonbänder, Ekalit, Medikamente usw. usf. .. alles sind Erzeugnisse unseres Industriezentrums. — Aber wie sieht die Stadt aus?! ..."

Das war dann zwar auch noch beschrieben, aber Kleopatra meinte: „Wir müssen hin und uns Bitterfeld selbst angucken, Heinrich, wo doch heute die Chemie so wichtig ist!"

So standen wir ein wenig später am Schreibtisch von dem Herrn Peters, und Herr Peters war Dipl.-Chemiker und malte uns die Strukturformel von Polyvinylchlorid auf weißes Papier, wobei er erklärte, wie man dieses PVC immer noch weiter vernetzen könne. Kleo sagte: „Sehr schön!" und zählte die Maschen von der Formel und meinte, wenn man die Chloratome blau machte und die Wasserstoffatome rot und die Kohlenstoffatome gelb, dann gäbe das ein hübsches Pullovermuster.

Mir war das etwas zu bunt, und da merkte Herr Peters, daß er uns das EKB in einer billigeren Preisstufe erklären mußte, zeigte uns ein Musterheft von Ekalit-Plasten, und die vielen dezenten Pastelltöne sagten mir mehr zu.

„Dieses nun machen Sie alles aus Kohle, Kalk und Salz und Wasser?" fragte das kluge Kind.

„Und Strom", sagte Herr Peters, „wir erzeugen und verbrauchen soviel Strom, daß man damit neun Städte von der Größe Halles versorgen könnte." Das schien uns übertrieben, und wir gingen ins Werk, um uns die Sache mal anzusehen.

Ein LKW mit Vinidurdachrinnen brauste vorbei, es roch in den Lüften, und wir verirrten uns in große Hallen, zwischen Öfen und eiserne Kessel.

„Siehste", sprach Kleo, „und da haben uns die Lehrer früher immer weismachen wollen, daß die Chemie in Reagenzgläsern stattfindet. Heute dagegen ..."

Und wir dachten an die Studenten, die zum Praktikum dort waren, damit sie als Chemielehrer später den Kindern die Dinge etwas plastischer darstellen können.

„Du immer mit ‚plastisch'!" sagte Kleo. „Die machen nicht nur Plaste hier, die machen auch Pflanzenschutzmittel und Ameisensäure und Feuersteine für Gasanzünder und Waschmittel!"

„Und Triphenylphosphat", sagte da jemand, „das ist ein Weichmacher für Acetylzellulose usw. Wenn Sie sich das mal ansehen wollen .. ?"

Kleo nahm alle Freundlichkeit zusammen. „Sie sind sehr aufmerksam", sagte sie, „aber der Herr Peters ist auch ein lieber Mensch und hat uns bereits weichgemacht mit seinen Formeln. Sie müssen mich verstehn: Die Studenten da werden ihre Zöglinge später nicht so weichmachen können, weil die Erziehung der Kinder ja nun polymer ist."

„Polytechnisch, Kleo!"

„Das auch! Aber polymer ist, wenn man die Sachen so vernetzt wie der Herr Peters vorhin — dadurch entstehen die Plaste —, und wenn man in der Erziehung Theorie und Praxis vernetzt ..."

Bei ‚vernetzt' brach sie ab und hatte Appetit auf Forellen.

Quermann und die Edelsteine

Nach dem Mittagessen war das kluge Kind plötzlich verschwunden. Ich suchte noch ein bißchen im Kulturpalast herum, aber sie war weder in dem schönen Restaurant mit der reichhaltigen Speisekarte noch in dem feierlichen und trotzdem geschmackvollen Konzertsaal, wo immer die sozialistischen Hochzeiten stattfinden. Was sollte sie da schließlich auch, sie hat ja mich.

Bloß ich hatte sie jetzt nicht, und so wandelte ich allein über läuferbelegte Gänge und Treppen, grüßte Mozart-, Beethoven- und Gorkibüsten, sah in den Ballettsaal für die Laientänzer und in viele Zirkelräume, die mir eine freundliche Garderobenfrau eröffnete. Zu guter Letzt landete ich auf der Drehbühne.

Hier hatte mal einer unserer Großen draufgestanden oder vielmehr einer unserer Dicken, nämlich Heinz Quermann, und wenn man auch sagen kann, es gibt kaum eine Bühne in der Republik, auf der Heinz Quermann noch *nicht* gestanden hat, so war dieser Auftritt hier doch etwas Besonderes gewesen. Hier hatte er die ernsten Dichter unserer Nation und den Staatsapparat erstmalig über das Vorhandensein einer leichten Muse informiert! Aber das war wohl nicht das Wichtigste an dieser Bitterfelder Konferenz. Das Wichtigste enthält ein großes Plakat am Werkeingang: „Kumpel, greif zur Feder!" Und darunter steht: „Wettbewerb um das beste Brigadetagebuch."

„Außerdem", hatte mir Frau Seyfarth aus der Bibliothek schon erzählt, „außerdem haben wir natürlich einen Zirkel schreibender Arbeiter, und nun ist ja auch für ein Jahr der Schriftsteller Wolfgang Neuhaus im Werk, und nebenbei leitet er diesen Zirkel an."

Und aus einem Brigadetagebuch soll sogar ein Bühnenstück werden, stand in der Betriebszeitung.

„Was nämlich diese synthetisch erzeugten angeht", — plötzlich stand Kleo neben mir — „die sind genau so echt wie die von allein gewordenen, hat der Baumgärtel gesagt, bloß schön geschliffen muß soon Ding sein!"

„Du sprichst von . . ."

„. . . von synthetischen Edelsteinen, und der Herr Baumgärtel ist der Leiter von der ganzen künstlichen Edelsteinmacherei hier im EKB und sieht besser aus als du und ist ganz reizend, und die künstlichen Saphire und Rubine und noch mehr werden für die Industrie verwendet und auch für Schmuck, und obwohl sie künstlich sind, bestehen sie aus dem gleichen Stoff wie die echten, aus essigsaurer Tonerde oder Aluminium . . ."

„Aus reiner Tonerde, und daraus wird auch Aluminium gemacht!"

„Na gut oder so! Das weißt du auch bloß aus den Prospekten, aber ich hab's gesehn! Und sowas wird nur in sieben Ländern auf der Welt gemacht, und wir sind eins davon, weshalb ich unbedingt bald so einen Wasserblauen von dir geschenkt haben wollen möchte, bitte, bitte!"

Ein Inspizient vom halleschen Theater der Jungen Garde enthob mich der Antwort, indem er uns von der Bühne warf. Im Theatersaal (1000 Plätze) warteten nämlich schon viele Kinder, die aus der ganzen Umgebung in Bussen hierher geströmt waren, auf den Beginn „ihrer" Vorstellung.

Das chemisch Weibliche

Bei der volkseigenen Filmfabrik Agfa in Wolfen lernten wir einen Sperling kennen.

„Sperling?" sagte Kleo verwundert. „Ich denke, die Bitterfelder Vögel haben sich alle zum Friedhof zurückgezogen?"

„Wolfen ist nicht Bitterfeld", sagte der Sperling, „1584 wurde der Ort Wolfen zwar mal von Bitterfeld gekauft, mußte aber schon fünf Jahre später wieder wegen Schulden versetzt werden."

„Vernetzt, sagte der Herr Peters immer!"

„Nein, Kleo! Vers . . ."

„Eben! Du kannst dir keinen Vers darauf machen. Ich meinte: Vernetzt werden sollte der Kraftverkehr hier im Kreis. Dies ist eine hochindustrialisierte Gegend, und der Verkehr ist flügellahm. Und damit bin ich wieder bei den Vögeln auf dem Bitterfelder Friedhof. Wie war das, Heinrich?"

„Es handelte sich um Nachtigallen, die treten dort so massiert auf!"

„Ich will auch massiert auftreten!" sprach das kluge Kind und schob die Prospekte für Agfa-Filme, Kunstdärme, Klebemittel, Dederon, Tonbänder und für die übrigen 793 Agfa-Erzeugnisse vom Tisch.

„Sie haben doch einen Kosmetik-Salon, Herr Sperling, da will ich mich massieren lassen!"

Herr Sperling hatte zwar keinen Salon, er arbeitet in der Werkleitung dieser Filmfabrik für alles, aber er führte uns in die PGH ‚Figaro', der vom Werk ein sehr schöner, moderner Damenfrisiersalon eingerichtet wurde nebst einem kosmetischen Behandlungszimmer oder wie man das nennt.

Frisiert und gelockwellt wird dort in zwei Schichten von 6 bis 22 Uhr, nur die Kosmetikerin schließt um 17 Uhr. Sie wollte gerade gehen, als wir kamen, aber Kleo bat flehentlich, sich die Sache doch wenigstens mal ansehen zu dürfen.

„Mit den anderen Instituten, wo Schönheit produziert wird, weiß ich Bescheid: bei der DEFA muß man frech sein und beim Zahnarzt ängstlich — aber wie ist das bei Ihnen?"

Da erbot sich das Mädchen Regina aus der Werkstatt III Süd, das gerade unter die Haube kommen sollte (Frisierhaube!), die Szene mal vorzuspielen, und die Diplom-Kosmetikerin Edith Rose zog noch mal den weißen Mantel an und hantierte mit Salben, und Kleo wußte nun, wie das ist.

Herr Sperling und ich wurden etwas unsicher in diesem so überaus weiblichen Milieu, und wir gewannen unser Selbstvertrauen erst zurück, als wir ein paar Minuten später in dem eleganten „Restaurant der Werktätigen" eine gute Flasche Wein auf Kosten der Brigaden der Abteilung Rohfilm tranken, die dort mit ihren Angehörigen ein fröhliches Fest feierten.

Kleo war etwas müde, spielte mit der Wolcrylon-Flocke, die Herr Sperling ihr geschenkt hatte, und ließ ihn dafür erzählen, wie man einen neuen Agfa-Herrenstoff aus halb Wolcrylon und halb Baumwolle probeträgt und daß man alle die vielen Sitzungen notieren muß, weil sowas doch das Gewebe angreift (von dem Stoff!), und wieso man ihn nach Regengüssen zur Kontrolle bei der Versuchsabteilung abgeben muß.

Eigentlich hatten wir ja noch vorgehabt, uns das neue Breitwandkino in Wolfen anzusehen und das Industriemuseum, das da nicht so ganz existiert, aber nun war es spät geworden, und so zogen wir uns nach Bitterfeld zurück.

Bitterfelder Dialektik

Die Stadt Bitterfeld ist nicht sehr klein, und weil die vielen Umgebungsorte nicht eingemeindet sind, wußten wir nie, wo Bitterfeld nun richtig anfängt.

KRAMIT. KUNTE.
Wolcrylon
Jahrmarkt BORSTEN UND DRÄHTE

Die Stadt Bitterfeld hat keine Bombenschäden, aber dafür ein Kriegerdenkmal von 1870 mit Balustrade, Eisernem Kreuz und vier Kürassierhelmen, wo man am Ersten Mai immer vorbeimarschiert, aber die Tribüne ist auf der anderen Straßenseite.

Außerdem hat die Stadt auch eine Geschichte, die fängt um 1150 an, als sich hier wohl flämische Ansiedler niederließen, und etwas später gab es hier eine städtische Ziegelei und Tuchmacher und zwei Viehmärkte jährlich, weil die Weiden so gut waren. Zwischendurch bot die gute alte Zeit: Pest, Feuersbrunst und den Dreißigjährigen Krieg. Im übrigen war Bitterfeld früher kurfürstlich-sächsisch, 1815 wurde es königlich-preußisch und gegen 1900 dreckig. Um diese Zeit nämlich begann man hier, angelockt durch die Bitterfelder Kohle, mit dem Aufbau der elektrochemischen Großindustrie — damals ein ganz neuer Produktionszweig der Chemie. Königlich-preußisch ist die Stadt ja nun nicht mehr, aber der Kohlendreck ist noch geblieben.

Kleo holte den Brief aus der Tasche und las: „Sand und Kohlestaub aus den Gruben plus Flugasche mehrerer Kraftwerke rieseln unaufhörlich über die wehrlose Stadt und haben sich mit der Feuchtigkeit zu einem lieblichen Brei vermengt."

Dann mußte sie wieder mal zwinkern, weil einem ständig solche Dreckkrümelchen ins Auge flogen, und ich tippte probehalber mit dem Finger auf die Straße und kriegte das schwarze Zeug kaum wieder ab.

„Dies ist auch kein gewöhnlicher Dreck aus Sand und Wasser, den man chemisch „Eierpampe" nennt, dies ist vielmehr eine Art Schmiere auf Kohlenbasis!"

Aber was dagegen zu tun sei, wußte sie auch nicht. Das wissen nicht mal die Bitterfelder genau. Die Bescheidenen unter ihnen fordern eine bessere Straßenreinigung, und damit haben sie ganz recht, denn mit den anderthalb Maschinen, von denen die ganze noch unzweckmäßig ist, kann man das nicht schaffen. Die Gründlichen wollen in dem Hauptdrecklieferantenkraftwerk eine moderne Entaschungsanlage eingebaut haben, wie sie das neue, im Bau befindliche Kraftwerk auch bekommt. Aber solche technischen Neuerungen gehen bei dem alten nicht — aus technischen Gründen. Und dann bleiben ja auch immer noch die Gruben.

„Jedenfalls heißt die Losung: ‚Chemie bringt Schönheit' — und wenn sie hier Dreck bringt, dann ist das ein Antagonismus!" meinte das kluge Kind.

Etwas später stellten wir dann fest, daß es kein Antagonismus sei, sondern Dialektik: je mehr Schönheit man produziert, desto stärker rauchen die Schornsteine.

„Dies ist nämlich einer der Widersprüche beim Aufbau des Sozialismus", erklärte ich, „und in zehn Jahren, da wird hier ..."

„Na, sicher! Aber vorläufig geht die Kleidung noch durchs Waschen kaputt und nicht durchs Tragen!"

Und sie hüpfte über Pfützen ins Hotel, um sich die bespritzten Strümpfe zu waschen, während ich mich zur Bürgermeisterin auf die Socken machte.

Und da zeigte sich nun wider Erwarten doch ein Hoffnungsschimmer: Der Rat des Bezirkes hat die Kammer der Technik beauftragt, sich mit dem Bitterfelder Dreck zu beschäftigen.

Aber so schnell werden die Bitterfelder wohl ihre schönen Sonnenuntergänge nicht einbüßen müssen — denn auch die entstehen durch die dicke Luft, wie uns abends unsere Bitterfelder Briefschreiberin erzählte.

„Und wenn nun die schwarzen Rauchwolken und die weißen Dampfwolken und die gelben Chemiewolken zusammenstoßen, dann regnet's sozusagen ganz, ganz verdünnte Säure, und die Blätter an den Bäumen mögen das nicht und verkrümeln sich schon im August."

teils heiter ...

... teils wolkig

gut zum Schleifen

gut geschliffen

Sie sagte das etwas wehmütig und lachte dann gleich wieder, und wir nahmen innerlich den Hut ab vor den Leuten, die hier Brot, Wohlstand und Schönheit machen.

Der Horizont

Vor der Abfahrt sahen wir uns noch einmal um.
„Da drüben liegt Wolfen", sagte ich, „und die Farbenfabrik dort haben wir uns gar nicht angesehen."

„Du sollst ja kein Buch über die Chemie schreiben, Heinrich!"

„Natürlich nicht, aber man möchte doch möglichst viel wissen. — Wieso ist hier zum Beispiel im Krieg kaum eine Bombe gefallen?"

Kleo meinte, daß diese Frage ziemlich naiv sei, da ich schließlich wüßte, daß hier einmal die IG Farben geherrscht hatte, die auch während des Krieges mit der amerikanischen Standard Oil durch Verträge verbunden war.

„Man vergißt das so leicht!" sagte sie. „Das Vergessen ist überhaupt eine verbreitete Krankheit. Oder haben wir zum Beispiel daran gedacht, daß dort drüben in der Farbenfabrik Wolfen im Kriege verschleppte sowjetische Kinder arbeiten mußten? Und es waren Zehnjährige dabei!"
Wir gingen ein Stück, und die schmutzige Nässe, die den Boden bedeckte, war ganz unwichtig geworden.

Mir fiel ein, daß wir der Mamai-Brigade im EKB nicht guten Tag gesagt hatten.

„Wenn ich recht informiert bin, ist das nämlich die erste sozialistische Brigade in der DDR."

Da wurde das kluge Kind wieder heiter und sagte: „Ach, Heinrich, wie sie arbeiten und lernen, wissen wir aus der Zeitung; die Gegend, in der sie leben, haben wir gesehen. Wozu sollen wir sie stören? — Die Kumpel werden sich freuen, wenn wir sie in Ruhe arbeiten lassen. Schließlich ist Chemie doch wichtig, oder?"

Dann stiegen wir ein und rollten davon.

Und als wir schon ganz weit weg waren, sagte Kleo: „Ich weiß ja, ich bin ein Triphenylphosphat ..."
„Ein was?"

„Ein Weichmacher! — Aber schenkst du mir nun solch einen sympathischen Edelstein?"

„Einen synthetischen!!"

„Wirklich, Heinrich? — Na, da danke ich dir aber auch schön!"

Und besiegelte die Sache mit einem Kuß.

Und dann winkten wir der Chemie Lebewohl, und Kleo sagte den alten Fuhrmannspruch „Seh'n wir uns nicht in dieser Welt, dann seh'n wir uns in Bitterfeld!"

Und wenn Bitterfeld nun nicht die großen Rauchfahnen gehabt hätte, wär's schon längst hinter dem Horizont verschwunden gewesen.

Können Sie sich schwer entscheiden?

Schon vor 600 Jahren soll der französische Gelehrte Buridan diese Szene beschrieben haben:

Ein Esel steht hungrig zwischen zwei Heuhaufen, beide gleich weit von ihm entfernt, ohne Wind, ohne andere Beeinflussung. Der Esel muß sich entscheiden, nach links oder rechts zu gehen. Bliebe er unentschlossen zwischen den beiden Futterquellen stehen, so müßte er verhungern. Aber er tut es nicht, er geht nach links oder rechts und trifft damit seine Entscheidung. Er ist ja nicht dumm, der Esel.

Auch wir müssen uns ständig entscheiden. Der Alltag erfordert das zu allen möglichen belangvollen und belanglosen Fragen: Nehmen Sie ein kariertes Sakko oder nicht, eine blonde oder schwarze Frau, einen reichen oder ehrlichen Mann, ein warmes Abendbrot oder Hackepeter, lesen Sie weiter oder blättern Sie gleich um zum Kreuzworträtsel. Sie lesen weiter, besten Dank, denn Sie wollen sich die wertvollen Erfahrungen der zwei Dutzend befragten Mitbürger nutzen:

Gerhard F., 34, Tischler, verheiratet, Leipzig: „Ich kann mich überhaupt nicht entscheiden. Ich gehe dem aus dem Wege, laß mich vor vollendete Tatsachen stellen und handele danach. Angst, Angst vor der Entscheidung habe ich. Lieber verlasse ich mich auf das Urteil anderer, ehe ich mich selbst entscheide."

Wenn das man gut geht! Sicher ist es nicht so wichtig, ob man den Karpfen blau ißt oder als gebratenes Filet, aber manche Fragen greifen ins Portemonnaie oder sogar an die Nieren. Zum Beispiel diese:

Marianne B., 19, Näherin, ledig, Berlin: „Ich kann einfach nicht allein einkaufen. Ganz gleich, ob es sich um Kleider, Schuhe oder Wäsche handelt. Dann stehe ich davor: Nimmst du's oder nimmst du's nicht. Und dann verlasse ich meistens unverrichteterdinge das Geschäft."

Und so kommen die Frauen mit Dederon-Unterwäsche zum Nordpol und mit Inflationsabsätzen (ein zehntausendstel Pfennig) auf die Roste der U-Bahn. Sicher, der Einkauf ist ein klassischer Fall. Ein Paar Schuhe — vier Nummern zu groß — bedeutet für den Mann zwei Paar Einlegesohlen, eine Nummer zu klein für manche Frau höchster Stolz — verbunden mit allabendlichen Umschlägen in essigsaurer Tonerde. Und eins sollte man den Entschlußlosen mit allem Ernst ins Stammbuch schreiben: Wehe dem, der meint, Entscheidungen aus dem Wege gehen zu können! Wer sein Schifflein nicht steuert, läuft leicht Gefahr, im Sturm zu zerschellen. Manch einer entscheidet sich nicht allein; er benutzt in kleinen und großen Dingen kollektiven Rat.

Waltraud M., 22, Stenotypistin, ledig, Berlin:

„Vielleicht nennen Sie mich entschluß- oder energielos. Ich weiß selbst nicht, was mit mir los ist. Ich brauche einfach immer Menschen, die es gut meinen und mich in meinen Entschlüssen bestärken. Allein bin ich ziemlich hilflos und kann mich auch kaum für etwas entscheiden."

Leicht hat es *Erwin K.*, 39, Klempner, verheiratet, Berlin:

„Ich brauche mich nicht mehr zu entscheiden. Seitdem ich verheiratet bin, trifft meine Frau sämtliche Entscheidungen."

Da kann man mit an das bekannte Zitat aus dem Götz von Berlichingen denken, nicht, was Sie meinen, wo in der Schulausgabe nur die Pünktchen gedruckt werden, sondern „Wohl dem, dem Gott ein solches Weib gegeben".

Viele der Befragten halten es mit Schiller: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet." Das gilt für alle Fälle in der Liebe. Sie stellte auch *Jutta L.*, 24, Blumenbinderin, ledig, Berlin, „vor eine Entscheidung, die beinahe in einer Ehe geendet hätte. Daß diese Ehe dann doch nicht zustande kam, lag einfach daran: Ich erkannte in letzter Minute, daß wir beide ein Leben lang miteinander nicht glücklich werden. Oder besser: Ich habe mich selbst erkannt. Ich bin zufrieden mit meiner Entscheidung, denn auf die Dauer wäre es ein Selbstbetrug gewesen, weil einige Funken zum Glücklichsein fehlten."

Und hier gleich eine ebenso überlegte, nie bereute Entscheidung mit umgekehrtem Ausgang.

Gerda S., 34, Lehrerin, verheiratet, Greifswald: „Als ‚Waage'-Mensch fällt es mir schwer. Ich wäge

ıur Flemming, *Meister des Sports:* *'s angebracht und hat man Zeit, man sich schwer entscheiden . . .“*

Hans H., *Oberkellner:* *„Schenke ich dem noch einen ein, oder expediere ich ihn gleich an die frische Seeluft?“*

Karl L., *Taxifahrer:* *„. . . Betrunkene mitnehmen oder nicht? Da fällt die Entscheidung oft sehr schwer . . .“*

jede Sache erst nach allen Seiten ab. Einmal habe ich mich allerdings sehr schnell entschieden: Als ich einen treffsicheren ‚Schützen‘ kennenlernte, der heute mein Mann ist.“

Und können auch Sie sich schwer entscheiden?

Gisela R., 18, Studentin, ledig, Berlin: „Manchmal schon. Beim Tanz. Wenn ich von zwei schicken Männern zugleich aufgefordert werde.“

Das nennen wir Gütekontrolle — selbst für einen einzigen Lipsi! Wägen und Prüfen erspart manchen künftigen Ärger.

Charlotte K., 28, Laborantin, verheiratet, Berlin: „Bei mir geht die Entscheidung ganz schnell. Vorher dauert's ziemlich lange. Tag und Nacht werden Vor- und Nachteile abgewogen. Aber wenn ich dann eine feste Meinung gefaßt habe, dann steht sie, und dann wird sie auch durchgeführt.“

Natürlich kommt es auf die Umstände an. Das meint jedenfalls *Arthur Flemming*, Meister des Sports: „Wenn's angebracht ist und man Zeit hat, soll man sich ruhig schwer entscheiden, zum Beispiel beim Heiraten. Im Rennen geht meist alles so schnell, daß die nötige Entscheidung automatisch, als Reflex sozusagen, erfolgt. Wenn's gebumst hat, war jedenfalls was falsch.“

Und damit sind wir auf dem Gebiet des Sports. Ballspiele, Wettkämpfe, Rennen — das sind Gelegenheiten, die zu schnellen Entschlüssen zwingen. Darin liegt sogar ein gut Teil der erzieherischen Bedeutung des Sports. Erfahrungen dazu hat *Karl M.*, 33, Abteilungsleiter, verheiratet, Berlin:

„Ich weiß, daß viele Fußballer sich schwer entscheiden können, ob sie den Ball ins Tor befördern oder lieber einem Kameraden zuspielen, damit er sich blamiert. Das soll keine Anspielung auf unsere Nationalmannschaft sein. Da ich ja acht Klassen tiefer spiele, kann ich das sicher auch nicht so gut beurteilen. Kriege ich allerdings einen Ball vor dem gegnerischen Tor vor die Schnürsenkel, dann nischt wie druff.“

Auch sonst gibt es im täglichen Leben viele Situationen, wo es schnell gehen muß.

Hans H., 58, Oberkellner, verheiratet, Warnemünde: „In meinem Beruf muß ich schnell reagieren können. Wenn ein Angetrunkener das Lokal betritt, muß ich sofort entscheiden: Schenke ich dem noch einen ein, oder hilft nur noch Kaffee, oder expediere ich ihn gleich an die frische Seeluft?“

Karl L., 58, Taxifahrer, verheiratet, Berlin: „Fast 20 Jahre war ich selbständiger Gastwirt. Dann habe ich den Beruf aufgegeben und mich entschlossen, beim VEB Taxi zu fahren. Aber wenn ich jetzt so manchmal am Lenkrad sitze, und es kommt ein Volltrunkener angewatschelt, dann fällt die Entscheidung, ihn mitzunehmen oder nicht, sehr schwer. Aus der Gastwirtsbranche weiß ich, daß mit Betrunkenen nicht leicht umzugehen ist, und hier, in meiner Taxe, hat es noch größere Folgen. Denn der Wagen wird, wenn er beschmutzt ist, aus dem allgemeinen Verkehr gezogen.“

Wir würden uns das genau so überlegen wie Karl. Ist nicht das Betrunkensein schon eine scheußliche Folge eigener Entschlußlosigkeit? Da loben wir uns eine Methode, die jüngst die Londoner Polizei eingeführt hat. Sie sammelt die alkoholisierten Ruhestörer in einem Wagen und lädt sie mehrere Meilen außerhalb der Stadt auf der Landstraße aus. Auf dem beschwerlichen Heimweg soll schon manch schrankenloser Zecher zu guten Entschlüssen gekommen sein, die ihm solche Nachtwanderungen in der Zukunft ersparen.

Eine der wichtigsten Entscheidungen, vor die jeder Mensch im Leben einmal gestellt wird, ist die Berufswahl. Sie scheint um so leichter, je weniger man von der Sache weiß. Bekanntlich wollen alle Jungen in einem bestimmten Alter Lokomotivführer, dann Schiffskapitän, Detektiv, Rennfahrer oder Flieger werden. Manch einer wird's wirklich, wie *Karl-Heinz G.*, 39, Flugzeugkommandant, verheiratet, Berlin:

„Ich habe einen Instinkt für gute Entscheidungen. Nach Kriegsende war ich Bauhilfsarbeiter. Als man mich dann anstieß und sagte: ‚Du könntest doch Lehrer werden‘, habe ich es gemacht. Mit 80 Mark Stipendium, trotz Frau und Kind. Es ist gut gegangen. Und dann kam der Sprung zur Lufthansa.

Karl-Heinz G., *Flugzeugkommandant:* *„... im Bruchteil von Sekunden muß man sich hier oft entscheiden können ...“*

Renate D., *Auslandsexpedientin:* *„... Onkel und Tanten wurden befragt. Aber später wußte ich, was ich wollte ...“*

E. F., *Buchhalterin:* *„Ich habe bi in meinem Leben nur eine Entsc dung getroffen: Ich möchte zum Fil*

Im Bruchteil von Sekunden muß man sich hier oft entscheiden. Wenn die Wettermeldungen zum Beispiel nicht den Tatsachen entsprechen und man sich aus Gründen der Sicherheit sofort entschließt, umzukehren.“

In der Tat, auf den Flugplätzen von Kairo und Wilnius, von Moskau und Damaskus weiß man ein Lied von den entschlußfreudigen Kommandanten der Lufthansa und Interflug zu singen.

Die hohen Anforderungen dieses Berufs sind es auch, die den kindlichen Wünschen ernste Überlegungen folgen lassen. Auch bei den Mädchen gibt es nach den verschiedenen Entwicklungsstufen berufliche Träumereien. Häufig sind es — leider manchmal unter Einfluß unverständiger Eltern — die Weißen-Kittel-Berufe. Am schönsten erschien früher vielleicht die Frisöse — immer sauber, elegant, gepflegt, und das bißchen Haarschnippeln, das dürfte auch nicht schlimm sein. Daß aber auch dies ein Beruf mit gründlicher Lehre und harter Arbeit ist, wird noch heute von mancher ratenden Mutter ebenso übersehen wie die Tatsache, daß durch das Vorhandensein von nur 1 Stück Kopf pro Mensch dem Frisösen-Bedarf natürlich Grenzen gesetzt sind. Unsere Jugend ist weiter. Sie weiß von Weberinnen, die Helden der Arbeit geworden sind, von Kranführerinnen und tüchtigen Facharbeiterinnen des Elektrofaches. Man braucht nur durch die Galerie hübscher Mädchen in den Montagesälen des EAW Treptow gegangen zu sein, um das zu beweisen. Hier ein paar Erfahrungen zur Entscheidungsfrage zum Beruf.

Renate D., 24, Auslandsexpedientin, ledig, Berlin: Ich wollte Anglistik studieren, doch es klappte nicht. Ich wußte nicht, was ich machen sollte. Familienangehörige, Onkel und Tanten wurden befragt, bis ich mich selbst für die Dolmetscherschule entschied. Dann für die Lufthansa als Stewardeß. Da war ich begeistert. Doch dann kam die große Pleite: Ich wurde untersucht, und aus gesundheitlichen Gründen wurde nichts daraus. Zunächst war ich enttäuscht, aber dann war es nicht allzu schlimm. Als Auslandsexpedientin fühle ich mich auch sehr wohl.“

E. F., 19, Buchhalterin, ledig, Ückermünde: „Ich habe bisher nur eine Entscheidung getroffen: Ich möchte zum Film!“ Das ist kurz und bündig!

Wir stellten die Entscheidungsfrage auch dem, der selbst kategorisch entschieden hatte, „Statt Weiß trag Rot“, an Hartmut E., 22, Schlagersänger, ledig, Hohenneuendorf:

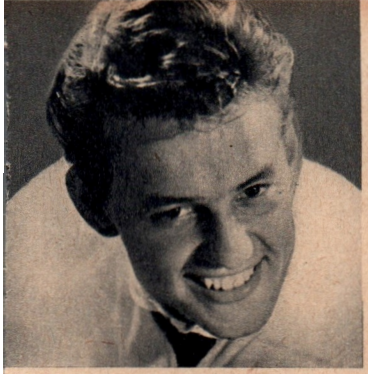
„Singen wollte ich eigentlich von Berufs wegen nicht. Ich wollte eine Schule für Grafik besuchen. Doch als ich dann vor der Entscheidung stand, Schlagersänger zu werden, hab' ich's gern gemacht. Es ist mir nicht schwergefallen. So habe ich mich vom Beruf zum Hobby entschieden, und der alte Beruf ist Hobby geworden. Ich male nämlich auch heute noch gern. — In der Liebe habe ich mich noch nicht entschieden.“

Im Hinblick auf die letzte Bemerkung haben wir uns verpflichtet, den Namen von Herrn Eichler strengstens geheimzuhalten, was wir hiermit tun, da er ohnehin die tägliche Post nur schwer bewältigen kann.

Zwei Möglichkeiten gibt es auch für unsere noch einzeln wirtschaftenden Bauern. Die eine: Ja nicht über den Rain des eigenen Feldes schauen, lieber weniger Milch, Eier und Fleisch erzeugen und auch zwölf oder vierzehn Stunden täglich arbeiten, um ja nicht die großväterliche Denkweise zu verlassen. (Vielleicht auch, weil man mit Willi, der jetzt in der LPG ist, vor sieben Jahren mal Streit hatte.) Die andere Möglichkeit, und damit seine Entscheidung, schildert *Robert L.*, 50, LPG-Vorsitzender, verheiratet, Hirschfelde:

„So schwer die Entscheidung einmal war, so leicht ist es jetzt für mich. Bis 31. Juli 1958 war ich Einzelbauer. Und als dann die Frage des Eintritts in die LPG bei uns stand, war ich dieser Frage gegenüber sehr skeptisch. Gemeinsam mit den Funktionären des Kreises und mit meiner Frau wurde jedes Wenn und Aber abgewogen. Das ging wochenlang. Doch dann hatte ich all die Wenn und Aber überstanden. Ich trat ein. Als letzter im Dorf. Im Dezember 1958 wurde ich sogar zum Vorsitzenden der LPG gewählt.“

Das ist mehr als nur eine Entscheidung zum Beruf. Das ist die Entscheidung, die täglich mehr Menschen in der ganzen Welt treffen: die für den Sozialismus



Hartmut E., *Schlagersänger: „Singen wollte ich eigentlich von Berufs wegen nicht, doch dann hab' ich's gern gemacht."*

Robert L., *LPG-Vorsitzender: „. . . dann hatte ich all die Wenn und Aber überstanden. Ich trat ein."*

Dr. Wolfgang zu Putlitz: *„Wer sich nicht entscheidet, wird vom Leben getrieben, kommt in eine Sackgasse."*

Nicht schwer fällt sie dem, der wachen Auges die Geschichte verfolgt. Doch auch Zögernde gibt es und Irrende, die erst Lehrgeld zahlen mußten, weil sie falschen Propheten gefolgt waren.

Felix L., 26, Landarbeiter, ledig, Hirschfelde: „Jede Sache erfordert eine Entscheidung. Das ist ganz klar. Es kommt nur auf die Umstände an, ob die Klärung früher oder später erfolgt. So ist es jedenfalls bei mir. Und mein schwierigster Umstand war der Fortgang von hier nach Westdeutschland. Doch nach einem guten Jahr hatte ich mich entschieden: Ich wußte, wohin ich gehörte, und bin zurückgekommen."

Jawohl, jeder Mensch muß wissen, wohin er gehört. Gehört er nicht zu uns, so wird er früher oder später zum Spießgesellen der Oberländer und Strauß.

Und man muß auch nicht erst einen Liter Vitriol trinken, um zu wissen, daß Gift unbekömmlich ist. Die Entscheidung, wohin man gehört, ist zweifellos für jeden Menschen die wichtigste seines Lebens. Hier noch zwei Beispiele:

Dr. Dr. Günther Gereke, Präsident der Zentralstelle für Zucht- und Leistungsprüfungen der Vollblut- und Traberpferde, Berlin: „Ich stand oft vor schweren Entscheidungen. Das begann schon bei der Berufswahl. Ich hatte die stärkste Neigung, preußischer Verwaltungsbeamter zu werden, mein Ziel aber war, königlich-preußischer Landrat zu werden. Und das war besonders schwer vor dem ersten Weltkrieg, also im damaligen Königreich Preußen, weil ich nicht adlig war. Doch mit 25 Jahren war ich bereits der jüngste Landrat, den Preußen je hatte, und jüngster Abgeordneter im Reichstag. Ja, das war eigentlich eine große Entscheidung. Und sie wurde schnell getroffen; denn ich bin ein Mann von Tempo (daher meine besondere Liebe für Vollblut), später, als Dozent an der Landwirtschaftlichen Hochschule, entschied ich mich nicht für die offenstehende Professorenlaufbahn, sondern für die Laufbahn des politischen Kämpfers.

Das war nicht einfach, denn es hieß: entweder gegen die Nazis kämpfen oder — wie es viele taten — abwarten. Ich entschied mich konsequent für das erstere, für den öffentlichen Kampf gegen die Nazis, womit selbstverständlich mein Los nach der Machtergreifung besiegelt war. Diesen Entschluß habe ich nicht bereut, wenn ich auch dreimal verhaftet wurde und jahrelang in den Lagern der Nazis war. Nach 1945, als mehrfacher westdeutscher Minister, hatte ich wieder die Wahl: Eine von mir für falsch erkannte Bonner Politik mitzumachen oder öffentlich dagegen aufzutreten. Ich wählte den letzteren Weg, führte Verhandlungen mit den Repräsentanten der DDR und habe es meiner Überzeugung wegen gern ertragen, daß man mich diffamierte, mich einen Agenten Moskaus nannte und ich aus dem Ministeramt ausscheiden mußte. Noch einmal mußte ich mich entscheiden, ob ich in der Bundesrepublik bleiben oder in die DDR übersiedeln sollte. Ich wählte auch hier den letzteren Weg, um frei kämpfen zu können für die Politik, die ich für die allein richtige halte.

Nur eine Entscheidung fiel mir im Leben leicht: auf das Angebot der Regierung der DDR einzugehen, verantwortlich den Wiederaufbau der Vollblutzucht und des Rennsports in der DDR zu leiten."

Dr. Wolfgang Gans Edler Herr zu Putlitz, Berlin: „Die wichtigste Entscheidung meines Lebens war einmal die, daß ich bei Ausbruch des Krieges emigrierte. Ein schwerer Entschluß, eine Entscheidung mit dem Verzicht auf vieles. Mein zweiter, gutüberlegter Schritt war die Übersiedlung in die DDR. Das war 1952. Ich war hundertprozentig sicher, daß der Weg in Westdeutschland in den Abgrund führt."

Lassen Sie uns zum Schluß noch einen der Großen der Weltgeschichte befragen, auch wenn er aus entschuldbaren Gründen nicht im Leserkreis des MAGAZINS zu finden ist.

Johann Wolfgang Goethe — 1749 — 1832 — Weimar:

„Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Amboß oder Hammer sein."

Klaus

Kätzchen

Der frische Zeichenstift

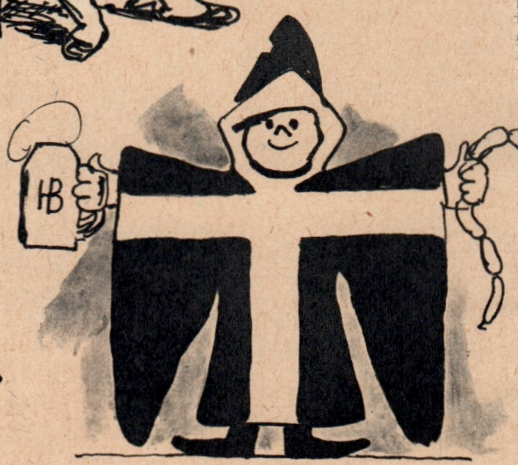
Herbert Sandberg:

C. Sturtzkopf

Ein Berliner sieht München, ein Münchner Berlin

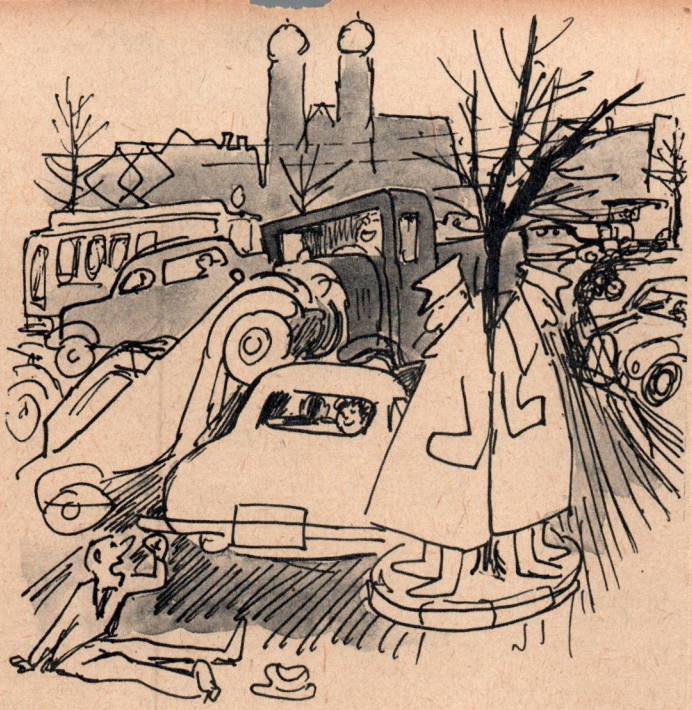
Um die Jahrhundertwende gehörte es für einen bildenden Künstler zum guten Ton, nach München zu gehen. Die große Ausstellung im Glaspalast, die Akademie unter Lenbach, die „Jugend" und der „Simplicissimus" und nicht zuletzt Schwabing, das Künstlerviertel, lockten sehr viele. Nach dem ersten Weltkrieg hatte sich das schon etwas geändert. In Berlin lebten immerhin Liebermann, Slevogt, Corinth, George Grosz und Käthe Kollwitz. Aber in München malte und zeichnete der weltberühmt gewordene Simpl-Kreis. Das warme, föhnartige Wetter und der winterliche Fasching hatten noch ganz gehörige Zugkraft.

▲ *Ursprünglich sollte der brezelfressende Auerochse das Münchner Wappentier werden*



– dann hat man sich doch auf den weißwurschtessenden Mönch geeinigt (der später zum Münchner Kindl wurde) ▶

Berliner meint: die Münchner gehen eder zum Fasching, oder sie kommen Oktoberfest



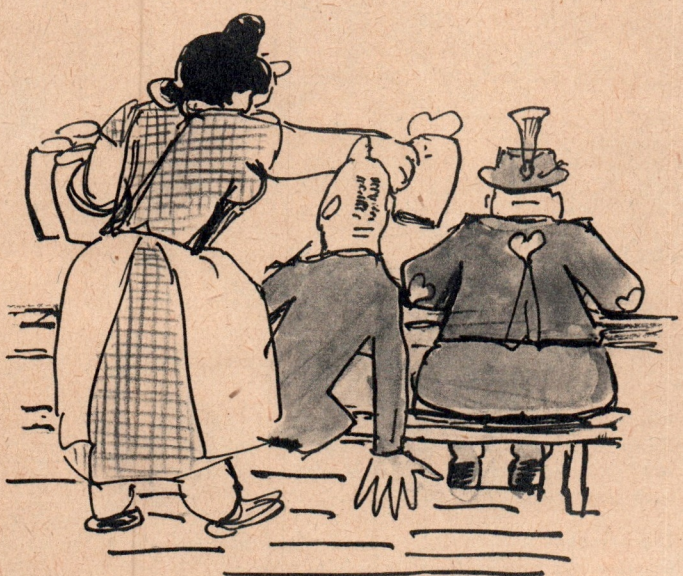
och auch die Münchner arbeiten zu- en, aber auf dem Hauptplatz, dem hus, herrscht das ganze Jahr der Föhn. Schutzleute schlucken Beruhigungspillen

Nach dem zweiten Weltkrieg fürchteten sich viele Künstler vor dem stark zerstörten Berlin. Aber die Stadt wuchs verhältnismäßig rasch aus den Trümmern, nicht nur als Handelsmetropole und politisches Zentrum. Die Hauptstadt unserer Republik wurde zum Mittelpunkt einer neuen Kultur, und viele deutsche Künstler spürten die Anziehungskraft der jungen sozialistischen Gesellschaft. Eine ganze Reihe von Schriftstellern, Schauspielern, Publizisten, Musikern, Bildhauern und Malern kamen nach Berlin. Im vergangenen Jahr war einer davon der Simplicissimuszeichner Carl Sturtzkopf.

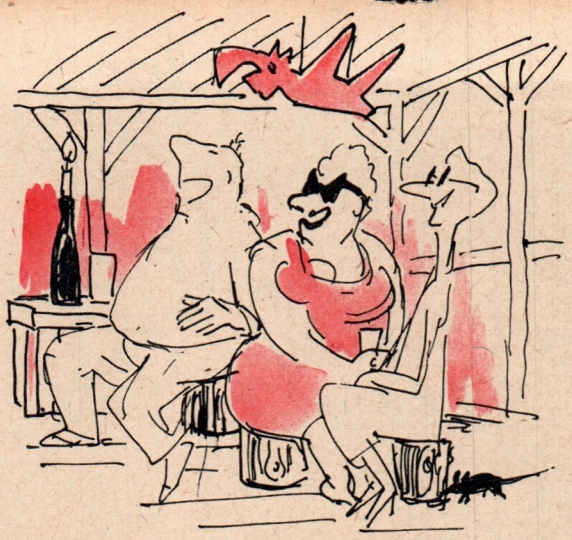
Sein Name ist die hochdeutsche Form des niederdeutschen Störtebeker. Wenn man ihn vorstellt, so sagt man: „Das ist der größte deutsche Zeichner. Er ist über zwei Meter groß." Aber ich kann mir das sparen, weil ich ihn hier links hingezeichnet habe.

Beginnen wir wie üblich mit den Daten. Der 1896 in Berlin geborene Carl Sturtzkopf stammt aus einer Familie, die in drei Generationen vier Maler hervorgebracht hat. Auch sein Vater war Maler. Carl Sturtzkopf ist in der Schweiz aufgewachsen und hat in Königsberg und München die Malerei studiert. Weil er früh Geld verdienen mußte, ging er 1923 zurück nach Berlin, wo er bis 1945 für die verschiedensten Zeitungen zeichnete, hauptsächlich für die Sportseiten. Nach Kriegsende fuhr er nach München, lebte dort zunächst als Gast von Olaf Gulbransson und arbeitete als politischer Zeichner für das „Echo der Woche", den „Deutschen Michel" und den „Simplicissimus".

Auf seinen Reisen waren ihm stets die Hotelbetten zu kurz. Trotzdem kam er viel in der Welt herum.



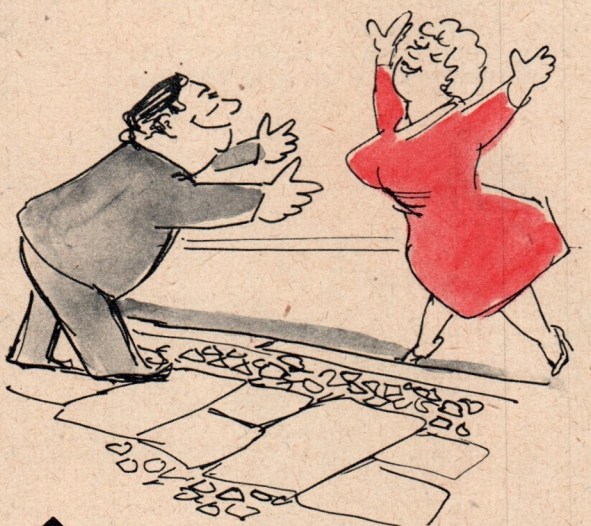
en Bierlokalen ist es Brauch, sich von der nerin die Nase putzen zu lassen, wenn dem Nachbarn eine „Moaß" Bier reicht



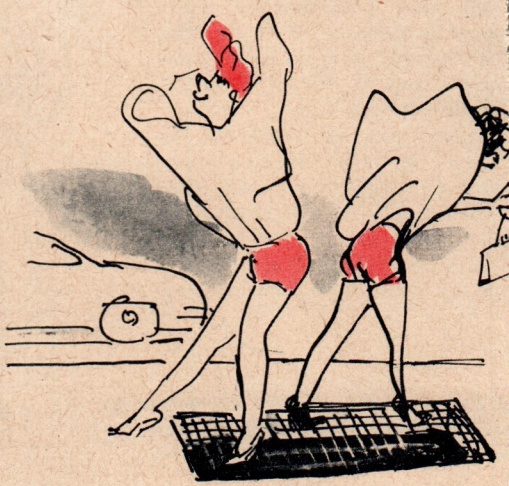
In den berühmten Schwabinger Künstlerkneipen sitzen die Amerikaner auf primitiven Hockern und warten auf: die Künstler, die Stimmung und den Münchner Geist

Die Künstler aber streiten sich, ob sie Bernard B Salvadore Dali oder den Kitsch des Herrn Pro Gerhardinger nachahmen sollen, der ja auch gut verka

Doch „in Paris gefiel mir das gute Essen, die Mona Lisa weniger. In Marseille gefielen mir die Frauen, aber die Fischsuppe nicht. In Wien gefielen mir die Kaffeehäuser, nicht aber die Trinkgelder. In Budapest gefiel mir die goldene Atmosphäre, die Konditoreien aber nicht. In Italien gefielen mir die Kinder, nicht aber die Skorpione. In Mecklenburg gefielen mir die Pferde, die Bratensaucen aber nicht, in München gefielen mir die Knödel, nicht aber das Oktoberfest ... Deswegen, und auch noch aus anderen Gründen, blieb ich während des zweiten Weltkrieges in Berlin und wartete, bis ich ausgebombt wurde. Dann zog ich wieder nach München. Aber mein kritischer Zeichenstift war dort recht unerwünscht. So zog ich 1958 wieder nach Berlin. Immer sind es diese beiden Städte, in denen ich litt und liebte. Im Laufe der Jahre haben sich beide stark entwickelt. München ist heute eine von Bauern bewohnte Stadt und Berlin eine von Städtern bewohnte Landschaft. Nun bin ich in Berlin, im zweigeteilten. Die freundlichen und sozialen Menschen im Osten unsrer Stadt gefallen mir, die Kurfürstendämchen aber nicht."
So schrieb er mir einmal. Und deshalb bat ich ihn, in einer freien Abendstunde, wenn er mal keine



Berlin aber scheint mir so groß, daß ein Ehemann, der sich verlaufen hat, seine bessere Hälfte manchmal erst nach Jahren wiederfindet

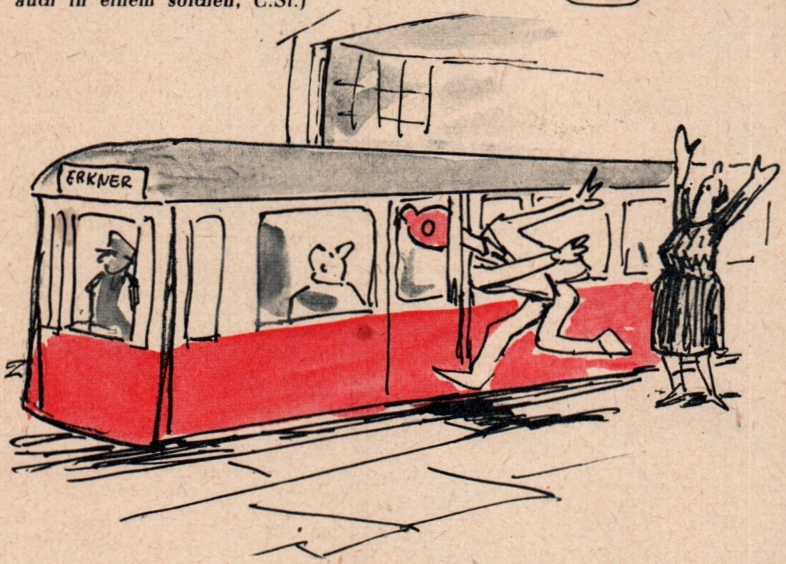


Das berühmte milde Berliner Klima kommt von den unterirdischen Winden aus den U-Bahn-Schächten

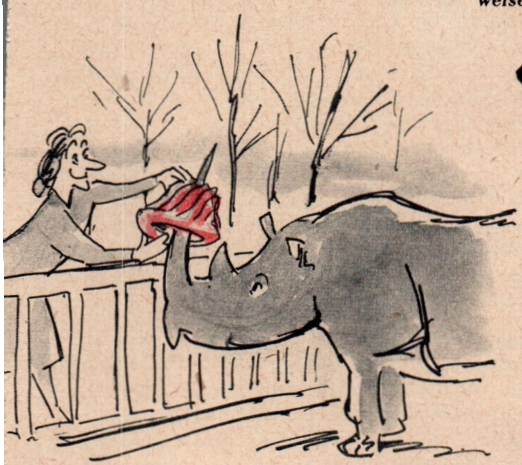
Keine Stadt hat schönere Mädchen als Berlin. Berühmt sind ihre wachsamen Augen, denen kein Jüngling entgeht

Wenn sie erst dreimal geschieden sind, vermieten sie Zimmer an Söhne fremder Völkerschaften und sind deswegen auch in der ganzen Welt berühmt (Ich wohn' auch in einem solchen, C.St.)

Karikatur für die Westberliner „Wahrheit" oder unseren „Eulenspiegel" macht, seine letzten Eindrücke von München und seine ersten von Berlin aufzuzeichnen. Er hat das sehr lustig und mit der Feder gemacht. Sonst zeichnet er gern mit Kohle und malt mit dem Aquarellpinsel. Unter anderem auch schöne Kinderbücher. Jetzt sitzt er zu Hause auf einem ganzen Stoß von Bilderbüchern und Illustrationen, die langen Beine angezogen, und wartet auf den Verleger, der ihn entdeckt.



Dank der wundervollen Berliner Verkehrsmittel kommt man – wenigstens teilweise – immer mit, ohne lange warten zu müssen



Die Berliner sind ganz besonders tierlieb. Im Tierpark Friedrichsfelde bekommt sonntags selbstverständlich jedes Tier seinen selbstgebackenen Napfkuchen zum Kaffee (Obwohl es streng verboten ist, die Tiere zu füttern)

Am gescheitesten aber scheinen mir die Berliner Spatzen, denn sie können zwischen einer Semmel und einer Schrippe unterscheiden (Können Sie das auch?)

Die Rache der Pupetta

von Rudolf Hirsch

Das glückliche Paar, Pupetta und Pascalone Simonetti, beim Hochzeitszug durch die Straßen von Castellamare di Stabia, an dem auch die Führer der Camorra teilnahmen

„'O Franlelleccaro", einer der Chefs der neuen Camorra, des nach USA-Vorbild organisierten Gangsterrackets

Am Morgen eines klaren Sommertages herrscht auf dem Corso Novaro, einer Straße am Rande der Stadt Neapel, ein fast undurchdringliches Treiben. Hier ist der Markt für Gemüse und Obst, der Umschlagplatz für die reichen Erzeugnisse aus dem fruchtbaren Boden um den Vesuv. Es ist der 16. Juli 1955. Ein junger Mann, groß und stark, Pasquale Simonetti, genannt Pascalone é Nola, geht wie unbeteiligt durch das Gewimmel. Er schält sich eine Apfelsine. Plötzlich ruft ihn jemand beim Namen. Pascalone dreht sich um. Und hat gerade noch Zeit, den Rufenden zu erkennen. Der feuert auf ihn. Pascalone bricht zusammen. Er wird ins Krankenhaus gebracht, und Pupetta Maresca, seine Frau, wird gerufen. Aus dem Mund des Sterbenden erfährt sie, und nur sie allein, den Namen des Täters und den Namen des Anstifters. Mit seinen letzten Worten sagt Pasquale Simonetti aus Nola zu ihr: „Gaetano Orlando hat geschossen. Der Anstifter ist Antonio Esposito."

Einige Monate später, am 4. Oktober desselben Jahres. Auf dem gleichen Corso Novaro zielt die junge, schöne, schwarze Frau auf Antonio Esposito. Der bricht tot zusammen. Merkwürdig. Bei der Obduktion findet man zwei Projektile verschiedenen Kalibers. Es ist erwiesen, Pupetta Maresca war nicht

Die Schönheitskönigin von Castellamare di Stabia

allein. Niemand sagt aus, wer die zweite Pistole auf Antonio Esposito richtete.

Vier Jahre später erst findet der Prozeß statt. Pupetta Maresca sitzt neben dem Mörder ihres Mannes, neben Gaetano Orlando auf der Anklagebank. Das Schwurgericht tagt im Refektorium, im Speisesaal des ehemaligen Klosters von San Domenico Maggiore. Mittelalterlich ist der Schauplätz. Und mittelalterlich muten auch die Taten an, Mord und Blutrache. Aber das, was die Ermittlungsbehörden in vierjähriger Arbeit zutage brachten, ist kein Mittelalter. Dieser Prozeß erzählt, was in unserer Zeit im Schatten der strahlenden Sonne unter dem blauen Himmel des Südens im Golf von Neapel Alltag ist. Den Schatten von Neapel sieht auch der Besucher; er sieht die elenden Behausungen, besonders am Hafen, er sieht die Beschäftigungslosen an den Straßenecken, er sieht die schmächtigen, bleichen Kinder mit den großen Augen im abgezehrten Gesicht. Und Bettler. Den Schatten des Schattens sieht der Besucher nicht. Die Camorra.

Pupetta Maresca, die Angeklagte, wuchs im Städtchen Castellamare di Stabia auf. Es liegt dicht neben dem verschütteten und wieder ausgegrabenen Pompeji. Hier, auf der Lavaerde des Vesuvs, wachsen Wein, Orangen, Zitronen, Oliven und Gemüse in überreicher Menge. Der Vater von Pupetta war Mitglied der Geheimorganisation der Camorra. Er beherrschte den Milchmarkt von Castellamare. Vincenzo Maresca, ihr Onkel, hat wegen Brudermords sieben Jahre im Zuchthaus gesessen. Vincenzo und ihr anderer Onkel Gennaro

Der alte Mann neben dem Schuhputzer ist Picitiello, ein Camorrist der alten Garde, der sich an mehreren Verbrechen beteiligte und viele Jahre seines Lebens im Gefängnis zubrachte

„So billig ist meine Partei nicht zu haben." Pachialone, ein alter Camorrist, ist Chef einer kleinen monarchistischen Partei und hat öffentlich erklärt, daß er für eine hohe Summe bereit sei, seine Partei zu verkaufen

und ein Vetter werden zu gleicher Zeit, als ihr Prozeß stattfindet, im selben Gebäude, in einem anderen Saal vor Gericht gestellt. Ihnen wird vorgeworfen, sie hätten einen Lumpenhändler auf der Straße von Sorrent nach Neapel umgebracht.
Pupetta Maresca war eines der schönsten Mädchen von Castellamare. Und als eines Abends im Städtchen die Schönheitskönigin gewählt wurde, entschied sich die Jury für die dunkle Tochter des Camorristen. Für Pupetta entschied sich auch an diesem Abend Pascalone, der Riese aus Nola.
Pascalone gehört auch der Camorra an, der sogenannten neuen Camorra. Er ist eng befreundet mit Antonio Esposito, dem Präsident der Preise. Esposito beherrscht den Obst- und Gemüsehandel des ganzen Golfs von Neapel. Er bestimmte allein, welche Preise die Bauern der Vesuvgemeinden und der Campagna für ihre Früchte bekamen. Er bestimmte allein, welche Preise die Händler auf dem Großmarkt des Corso Novara in Neapel nehmen durften. Ein Millionengeschäft. Ein Drittel der gesamten italienischen Ausfuhr von Südfrüchten geht über den Corso Novaro.

Pasquale Simonetti wollte sich von Antonio Esposito unabhängig machen. Und die Ehe mit der schönen Pupetta und die Verwandtschaft mit den Marescas sollten sein Ansehen erhöhen.

Nach dem ersten Zusammentreffen mit der Schönheitskönigin von Castellamare mußte Pascalone jedoch einundeinhalbes Jahr ins Gefängnis. Er hatte den Zigarettenschmuggel von Tanger nach Italien im großen betrieben.

Entlassen, fuhr er mit einem Geleit von dreißig Autos, in denen seine Freunde saßen, über die Autobahn nach Castellamare. Er wollte seinem künftigen Schwiegervater seine Macht zeigen.

Mit acht Autobussen wurden die Gäste zum Hochzeitsfest nach Castellamare gebracht. Einer unter den Gästen war Antonio Esposito. Als Trauzeuge.

Kurz nach der Hochzeit ging die Freundschaft mit Antonio Esposito zu Ende. Pascalone machte sich selbständig. Er versuchte, das Monopol Antonio Espositos zu brechen. Er ließ den Bauern der Campagna etwas höhere Preise bewilligen.

„Einer von den beiden ist zuviel", sprach man in den Kreisen der Camorra. Ein Monopol verträgt keine Konkurrenz. Pascalone war der Gewalttätigere. Immer größere Teile des Marktes riß er an sich. Esposito aber war der Verschlagenere. Er verstand es, einen jungen Mann aus seiner Truppe, Gaetano Orlando, zu seinem Werkzeug zu machen. Er kaufte dem Jungen einen Anzug und eine Pistole, lud ihn zu einem feierlichen Abendessen ein und gab ihm Instruktionen. Nie werden wir erfahren, ob er Gaetano Geld gab und wenn, wieviel. Es gibt ein Gesetz bei allen Camorristen: über die Vorgänge innerhalb der Camorra der Polizei und dem Gericht keine Mitteilungen zu machen — auch

Die Duchessa, eine Gasse in Neapel, ist der größte Umschlagplatz der Diebe und Hehler, ein Eldorado der Camorra

dann nicht, wenn es zwischen zwei Gruppen innerhalb der Camorra zu Mord und Totschlag kommt. Es ist aber bekannt, daß ein Chef dieser Geheimorganisation sich oft eines „picciuotto", eines Bewerbers für die Aufnahme in die Camorra, bedient.

Ihm werden Aufgaben gestellt. Und in der Regel ist der Bewerber bereit, um sich das Vertrauen und die Sympathie des „mammasantissima" zu erwerben, einen Mord zu begehen. Gaetano Orlando beging den Mord. Der Konkurrent auf dem Großmarkt, Pasquale Simonetti, wurde aus dem Wege geräumt.

Bürgerliche Ökonomen behaupten, Italien sei ein Irrtum der Geographie, es sei zu lang und zu schmal, um eine gleichmäßige Entwicklung der Industrie und des Lebensstandards zu erreichen. Tatsächlich liegt im Norden des Landes die Industrie, in Mailand, Turin und Genua. Je weiter der Wanderer nach dem Süden kommt, desto weniger Fabriken begegnet er. In Florenz findet er außer einer einzigen Rüstungsfabrik nur noch das Kunsthandwerk. In Rom lebt die Bevölkerung fast ausschließlich von den Touristen, den Pilgern, dem Vatikan und der Verwaltung.

Neapel, die Großstadt am Golf gleichen Namens, in der Nähe des Vesuvs, hat wohl einen großen Hafen und eine Anlage zur Rohölverarbeitung.

Seit Jahrhunderten aber ist die Stadt nicht in der Lage, für einen großen Teil ihrer Bewohner Arbeitsplätze nachzuweisen. Und die Bevölkerung wächst rapide. Gewiß, die Arbeitslosigkeit in kapitalistischen Industrieländern ist eine immer wieder auftretende krisenhafte Erscheinung; in Neapel jedoch und in allen Städten und Dörfern Süditaliens, Siziliens und Sardiniens ist sie eine Dauererscheinung. Mitursache sind die Besitzverhältnisse an Grund und Boden in Süditalien. Es herrscht überwiegend Großgrundbesitz, und ein Großteil der Ländereien liegt brach, da der Weizenanbau für die Großgrundbesitzer unrentabel ist. Der amerikanische und kanadische Weizen drückt die Preise. Ein Teil der arbeitslosen Landarbeiter zieht von den brachliegenden Feldern weg und geht in die Großstädte.

Hunderttausende Neapolitaner haben in ihrem Leben noch nie in fester Arbeit gestanden; sie leben in der Straße von der Straße. Sie sind Gelegenheitsarbeiter, Gelegenheitshändler mit und ohne Gewerbeschein.

Im Anfang des vorigen Jahrhunderts entstand unter den Dauerarbeitslosen der Stadt eine Geheimorganisation, die Camorra. Ursprünglich war sie eine Selbsthilfe der Hungernden. Sie wollte von den Bessergestellten, von den Grundbesitzern, von den reichen Kaufleuten Geld. Da die herrschenden Klassen Süditaliens den Hungernden gegenüber keine Rücksicht kannten, verbreitete die Camorra mit Terzerol und Dolch Furcht und Schrecken unter ihnen. Jeder, der auch nur etwas besaß, mußte Tribut zahlen.

Wechselvoll ist die Geschichte der Camorra. Sie spielt eine ähnliche Rolle wie die Maffia auf Sizilien. Als Garibaldi im revolutionären Volkskampf Italien einigte, wurden die Chefs der Camorra auch Chefs der Polizei in Neapel. Sobald sich die Regierung in Rom stabilisiert hatte, wurden diese unbequemen Bundesgenossen abserviert.

Jede Regierung hat bisher versucht, die Camorra zu vernichten. Keiner ist es gelungen, denn keine wurde mit dem Problem im Süden, mit der Dauerarbeitslosigkeit, fertig.

Sehr häufig bedient sich die neapolitanische Polizei der Camorristen im Kampf gegen revolutionäre Arbeiter. Die Camorristen haben in den Elendsquartieren Anhang und Einfluß; denn die Hälfte der Neapolitaner kann nicht lesen und nicht schreiben, sie bilden sich ihre Meinung von dem, was sie vom Hörensagen erfahren. Und das sind die „Heldentaten" der Camorristen, das sind die abenteuerlichen Schicksale der einzelnen Mitglieder. Deshalb gilt das Wort der Camorristen dort viel. Bei den Wahlen werden die Chefs der Camorra von den reaktionären Parteien gekauft, um für die Monarchisten, Neofaschisten und für die Christlichen Demokraten Propaganda zu machen. Natürlich hassen die Camorristen die Kommunisten und die linken Sozialisten, denn sie wissen ganz genau, daß mit der Änderung der sozialen Verhältnisse ihre parasitäre Lebensführung enden würde. So ist die Camorra das Krebsgeschwür in der kranken Gesellschaftsstruktur Süditaliens.

Aus der alten Camorra, dieser Organisation der kleinen Gangster und Erpresser, entstand nach dem zweiten Weltkrieg die neue Camorra. Diese Gangstergeneration organisierte sich nach amerikanischem Vorbild. Sie bildete ein Racket, sie versuchte, einen Markt mit allen terroristischen Mitteln monopolistisch zu beherrschen. Einer ihrer ersten Chefs war Antonio Esposito. Er zwang die Bauern im Golf von Neapel, ihre Produkte, ihr Obst und Gemüse zu einem unfaßbar niedrigen Preis zu verkaufen. Die neue Camorra tritt selber nicht als Käufer auf. Sie vermittelt nur die Geschäfte an die von ihnen beherrschten Großhändler, von denen sie Provision verlangt. Wer die Provision nicht zahlt, wird nicht beliefert. Die Provision beträgt fast das Zehnfache des Preises, den die Bauern für ihre Produkte bekommen.

Unter den rückständigen Schichten Neapels wurde Pupetta Maresca zu einer Art Idol. Nach zweimonatiger Ehe wurde ihr Mann auf dem Corso Novaro erschossen. Und dann, wenige Monate vor der Geburt ihres Kindes, geht sie hin und rächt den Vater des Ungeborenen.

Reue für ihre Tat zeigt Pupetta nicht. „Ich würde es wieder tun." Zwölf Stunden berieten die Geschworenen in einer Klosterzelle. Dann konnte der Präsident das Urteil verkünden. 18 Jahre Gefängnis für Pupetta Maresca. 30 Jahre für den Mörder ihres Mannes, Gaetana Orlando.

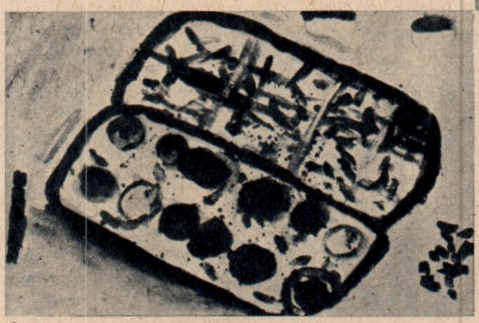
Im Gerichtssaal war kein Stehplatz mehr frei. Jeder, der das Kloster betrat, wurde nach Waffen durchsucht. Während der Urteilsverkündung wurden die in der Nähe gelegenen Kaffeehäuser durchgekämmt. Dreißig Mitglieder der neuen Camorra, die Schußwaffen bei sich trugen, wurden verhaftet. Aber mit Razzien wird die Camorra nicht beseitigt. Das Racket auf dem Obst- und Gemüsemarkt besteht weiter. Doch die Bauern versuchen, durch genossenschaftlichen Verkauf ihrer Produkte, sich der Camorristen zu erwehren.

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen?" Es ist ein atemberaubend schönes Land mit blühenden Gärten und erhabenen Kunstwerken. Und die Menschen dort bezaubern durch ihre heitere Liebenswürdigkeit.

Es ist ein barbarisches Land durch seine Gesellschaftsstruktur.

Dieser Zustand ist kein „Irrtum der Geographie". Er ist bedingt durch die Besitzverhältnisse; diese sind wandelbar. Und es sind gerade die heiteren, liebenswerten Menschen, die dieses geographisch so schöne Land in ein schönes Land für alle seine Bewohner wandeln wollen.

Schmetterlinge leben hier nicht



Das ist mein Malkasten. Wenn ich mit dem Pinsel auf die bunten Farbknöpfe drücke, kann ich die Wolken und den ganzen Himmel malen

Die Wolken. Die bösen, schwarzen Wolken, die plötzlich über unserem Haus aufzogen, als wollten sie es erdrücken

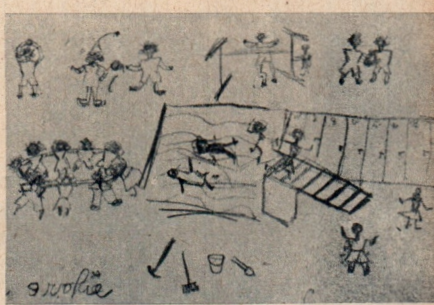
Wenn Kinder malen, erschließen sie so manche verriegelte Pforte. Der weiße Milchtopf mit den roten Punkten lächelt fröhlich, eine grüne Gurke stelzt auf dünnen Beinchen einher; wenn es kalt ist, kriegen die Tiere ein Mäntelchen umgehängt, Papierdrachen steigen höher als Flugzeuge. Alle Menschen sind freundlich — böse sind nur verwunschene, fluchbeladene Ungeheuer — alle Stuben sind voller Licht und Sonnenschein, alle Bäume hängen voller Früchte, alle Kinder sind fröhlich, und über allen blumenbesäten Wiesen tanzen freudetrunken buntschimmernde Schmetterlinge.

In Indien gibt es eine große Zeitschrift, die Shankars Weekly heißt. Schon einige Male hat sie weltumfassende Wettbewerbe von Kinderzeichnungen veranstaltet. Auch das Internationale Rote Kreuz organisiert manchmal ähnliche Ausstellungen. In der glasgedeckten Halle der Prager Hauptpost sahen vor zwei Jahren Tausende Menschen Kinderzeichnungen aus aller Welt. Überall malten Kinder die Mutter am Kochherd, Ringelspiele und Schaukeln auf dem Jahrmarkt, Eisenbahnen, Schiffe und Automobile. Immer und überall, denn wenn Kinder malen, sehen sie die Welt mit ihren unschuldigen, lebensfreudigen Augen.

In Nordwestböhmen gibt es eine alte Festung. Ihr Name — Theresienstadt — besagt, wie viele Jahrhunderte ihre Schanzen, Kasematten und düsteren Kasernengebäude schon über sich ergehen ließen. Soldaten waren seit eh und je die Hauptbewohner Theresienstadts. Bis eines Tages ...

Eines Tages begannen Züge ohne Ende und ohne Zahl der kleinen nordwestböhmischen Festungsstadt zuzurollen. Züge mit alten Menschen, mit gesunden, lebensfähigen Männern und Frauen,

Früher war alles lustig. So wie das Kasperle mit dem spitzen Hut ...

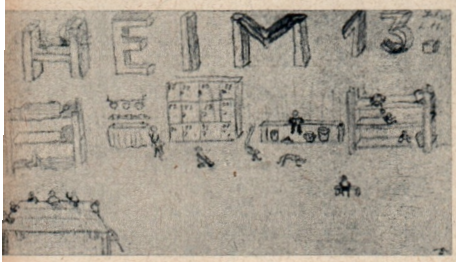


... wie die Schwimmschule und der Turnsaal und der Reigen auf der Wiese

Ich möchte weg von hier. In ein ganz kleines Haus hinter hohen Bergen. Dort könnten sie uns nicht finden. Wir hätten ja auch einen Zaun

Einmal ganz allein sein. Wenn die Blätter von den Bäumen fallen, rascheln sie leise und sind schön. Hier gibt es keine Bäume

Abends, vor dem Einschlafen, wollt ich eine Prinzessin sein. Aber dan würde mich wieder ein schreckliche Drache bewachen. Das will ich nic



Heim Nr. 13. Alles hat hier eine Nummer. Die Häuser, die Kästen, die Betten. Drei Betten übereinander. Das gab es zu Hause nicht

Der Koch ist ein böser Mann. Er läßt uns warten und gibt uns nicht genug zu essen

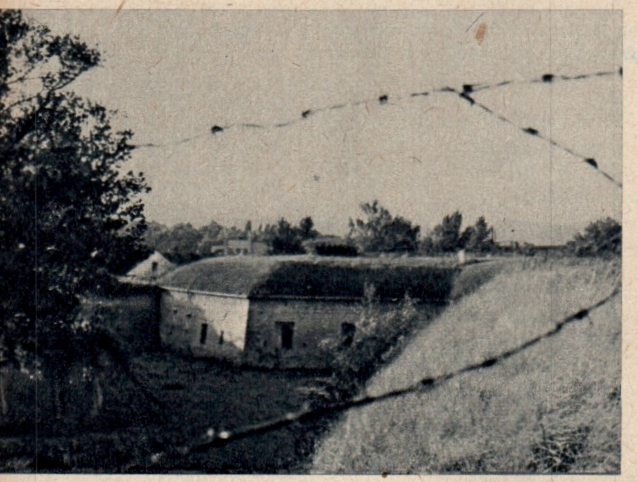
Züge mit Tausenden Kindern. Und alle — die Alten und die Jungen und die Kinder mit den erschrokkenen Augen — mußten einen gelben, sechszackigen Stern über dem Herzen tragen. Theresienstadt war eine Ghettostadt geworden. Die Ghettostadt im Europa des zwanzigsten Jahrhunderts, ein wichtiger Knotenpunkt auf der von den Nazis errichteten, weitverzweigten Strecke vom Leben zum gewaltsamen Tod.

Tausende Kinder mußten nun in einer neuen, unfaßbaren Welt leben. Kroch eine Spinne über das kleine Viereck eines Fensters, kauerten sie still daneben und zitterten, sie werde die Fliege fressen, die voller Angst zwischen den dünnen Fäden des Spinnennetzes zappelte. Nachts schrien sie mitunter aus dem Schlaf, diese verstörten, jäh aus ihrer natürlichen Umwelt gerissenen Kinder. Die größeren weinten oft vor dem Einschlafen, leise, damit es ihre Eltern nicht merkten.

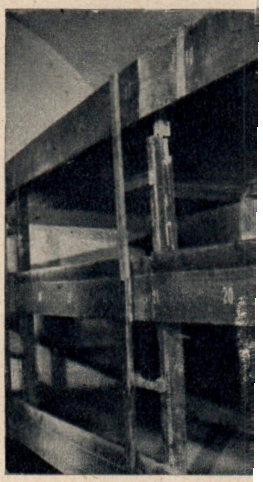
Wer hatte zuerst den mutigen Gedanken, die Kinder auch in dieser Konzentrationslagerstadt zu beschäftigen und trotz Verbot zu unterrichten, damit sie den — ach so kurzen! — Rest ihres Lebens allen Demütigungen und aller Gewalt zum Trotz Menschen blieben? Gebt einmal eurem Kind einen Buntstift in die Hand und versucht euch vorzustellen, ob ihr auch hinter Stacheldraht und zwischen rollenden Transportzügen dazu imstande wäret, um zu ermessen, was für Menschen in Theresienstadt waren.

Tausende dieser Zeichnungen sind uns erhalten geblieben. Wo die kleinen Maler heute sind und ihre Lehrer? Manche leben. 77000 Namen wurden in der Prager Pinkas-Synagoge an die Wände geschrieben. Das sind die aus der Tschechoslowakei, die nicht mehr leben.

Es ist nicht einfach, die Zeichnungen der Kinder aus Theresienstadt zu betrachten. Im Staatlichen Jüdischen Museum in Prag reichte mir eine ältere Frau mit abgewandtem Gesicht die verschiedenen Mappen. Sie könne das nicht sehen, sagte sie leise. Behutsam faßte ich die einzelnen Blätter an. Bleistiftzeichnungen, Wasserfarben, Pastelle. Auf braunem Packpapier, auf grauem Karton, dann wieder auf

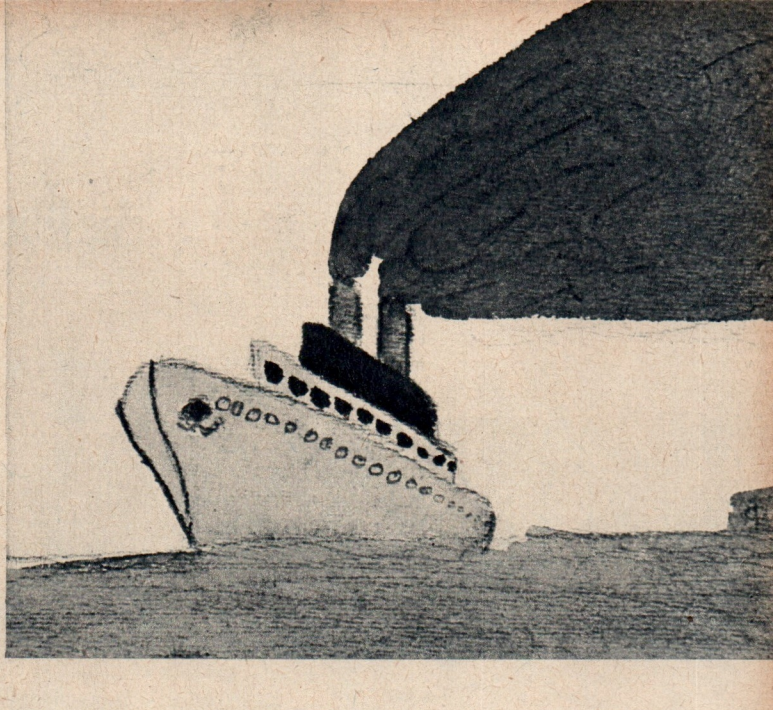


Theresienstadt, Ghettostadt der Nazis in Europa



Betten wie Käfige. In die obersten mußte man auf Leitern klettern. Und alles hatte eine Nummer

Gestern wurde einer gehenkt. Die Großen sprachen darüber, ich habe es gehört. Hinrichtung, sagten sie, und Schluß



Eines Tages wird uns ein Schiff abholen ...
Wenn Kinder malen, erschließen sie so manche verriegelte Pforte

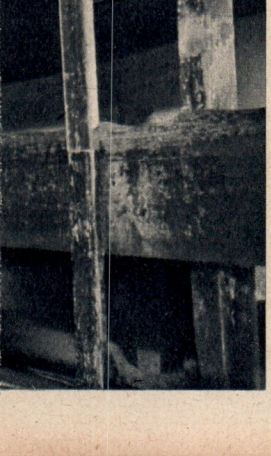
richtigem Zeichenpapier, auf dessen Rückseite vielfach Schuhsohlen und der Aufriß von Schuhen verzeichnet sind. Vielleicht gab es einen Kursus für Schuster in Theresienstadt. Ein Stoß Zeichnungen zeigt auf der einen Seite, was im Ghetto gemalt wurde, und auf der anderen gibt es die üblichen Schulzeichnungen, Würfel, Zylinder, schattierte Kugeln. Zwei Welten und Ozeane menschlichen Leids liegen zwischen der Vorderseite — Schulzeichnung gewöhnlicher Schulkinder — und der Rückseite — Malstunde der Ghettokinder.

Dem tschechoslowakischen Studio populär-wissenschaftlicher Filme gebührt aufrichtige Anerkennung dafür, daß es dieses erschütternde Dokument eines der verhängnisvollsten Kapitel der neuen Menschheitsgeschichte — die Kinderzeichnungen aus Theresienstadt — zum Inhalt eines kurzen Farbfilms gemacht hat. Den Schöpfern dieses in seiner Art ganz einzigartigen Streifens, vor allem dem Regisseur und Hauptautor des Szenarios Miro Bernat und dem Komponisten Karel Reiner, gebührt aufrichtiger und ergriffener Dank dafür, wie sie kindliches Leid und kindlichen Lebensdurst festzuhalten und dem Vergessen zu entreißen verstanden. Es wäre fehl am Platz, Einzelheiten dieses kleinen Filmjuwels zu schildern. An seiner deutschen, englischen und französischen Fassung wird derzeit gearbeitet. Man muß den Film „Schmetterlinge leben hier nicht" sehen. Nichts wurde dazukomponiert, nichts gewaltsam konstruiert. Zeichnung reiht sich an Zeichnung, ein Liedchen an das andere. Und wir sind in die Welt jener Kinder versetzt, wir sehen sie mit ihren Augen und erleben sie mit ihren angstvollen und doch so tapferen Kinderherzen. Der Film bekam in Cannes die Goldene Palme.

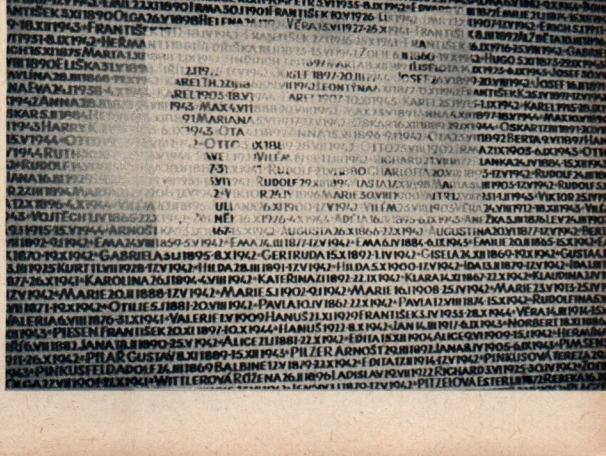
Wenn Kinder malen, erschließen sie so manche sonst verriegelte Pforte. Auch die Kinder im Ghetto Theresienstadt haben das vermocht. Die bunte Welt herrlicher Erinnerungen stand ihnen offen, die Traumwelt rührender Wünsche und Sehnsüchte — nur an einem Riegel scheiterten sie. Die Pforte zum Leben blieb ihnen verschlossen.

Lenka Reinerová

Aus der Prager Zeitschrift „Im Herzen Europas"



Über 77000 Namen. Alte Menschen und Kinder, viele tausend Kinder. Weil sie sterben mußten, stehen ihre Namen in Prag an einer hohen Wand angeschrieben



Jerzy Hordyński

Kraków die schönste Stadt Polens

Jede alte Stadt besitzt ihre Legenden, und in Kraków gibt es besonders viele. Zweifellos tat auch das Temperament der Einwohner, deren lebenssprühender Tanz, der Krakowiak, zum eisernen Repertoire der Choreographie wurde, das Seinige. Auch die romantische Weichsellandschaft war sicher ein wichtiger Faktor für die Entstehung der vielen Sagen. Sogar über die Gründung der Stadt liegt eine urwüchsige Legende vor. Krakus, der die Stadt gründete und ihr auch den Namen gab, tötete an dieser Stelle einen schrecklichen Drachen. Das ungewöhnlich gefräßige Ungeheuer verschlang ein mit Teer und Schwefel gefülltes Schaf, das von dem tapferen Krakus präpariert wurde. Der Drache löschte nach solch einem schmackhaften Mahl seinen Durst so lange mit Weichselwasser, bis er platzte. Selbstverständlich kann man noch heute die Drachenhöhle auf dem Wawelberg, gleich neben dem Königsschloß und der Kathredrale, besichtigen.

Bis zum heutigen Tag ist der Markt das Herz der Stadt und ihr schönster Platz. In der Mitte stehen gleich einer Steinschatulle die berühmten Tuchhallen, wo seit Jahrhunderten Stände mit den verschiedenartigsten Waren zu finden sind. Die Renaissance-Attika, von der man glauben könnte, daß sie direkt aus Italien hierher gebracht wurde, verjüngt diesen historischen Bau um einige Jahrhunderte, und erst die gotische Marienkirche stellt die durcheinandergebrachte Zeitproportion wieder her. Die zwei ungleichen Türme bergen in sich die grausige Legende von den beiden Brüdern, die sie erbauten. Der jüngere gönnte seinem älteren Bruder nicht die Bauerfolge und tötete ihn. Nachdem er aber seinen Turm um vieles höher errichtet hatte, stieß er sich, von seinem Gewissen geplagt, das Messer, das seinen Bruder tötete, selbst ins Herz und stürzte von der Höhe seines Baues auf das Krakówer Pflaster. Natürlich kann man das Messer noch heute als „stichhaltigen" Beweis betrachten.

Mit Rührung gedenken die Krakówer der Zeiten, da ihre Stadt noch Hauptstadt und Warschau ein unscheinbares Fischerdorf war. Wenn auch die Zeiten nicht wiederkommen, so bleibt doch Kraków der ehrenvolle Ruf, die schönste Stadt in Polen zu sein. Die schönste, aber auch die echteste; denn sie überstand den Krieg ohne Zerstörungen. Angeblich sollen wir das Buddha verdanken, der, einer Legende nach, unsere Stadt einstmals segnete. Es ist alles möglich. Mit der orientalischen Welt standen wir schon immer in ausgezeichneten Beziehungen, so verdanken wir eine der ersten Nachrichten über die Stadt aus dem Jahre 966 dem berühmten Diplomaten Ibrahim Ibn Jakob aus Kordoba. Sie dürfen nicht glauben, daß ich Sie mit Daten und Einzelheiten ermüden will. Ich möchte Ihnen nur über

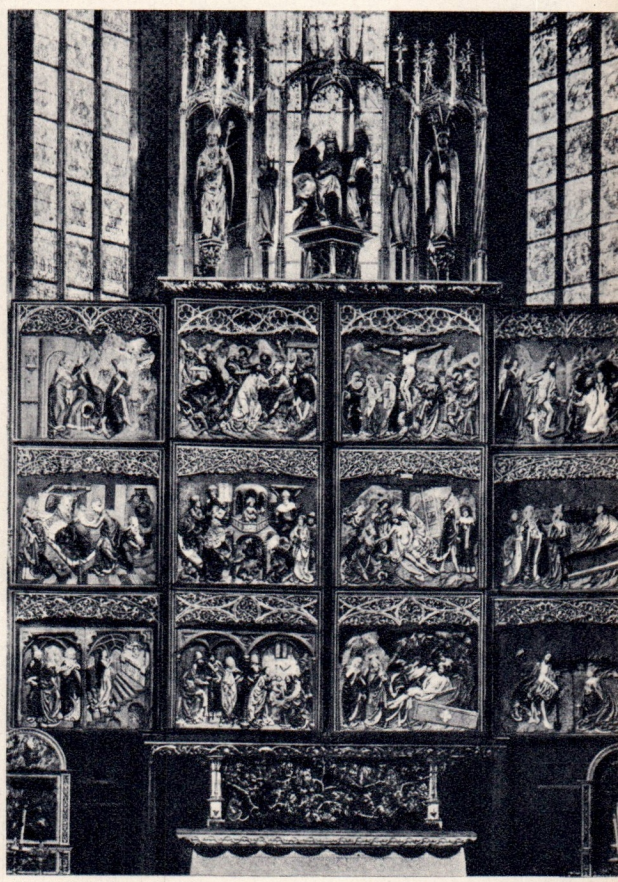
eine Stadt voller Leben und über deren Freuden und Hoffnungen berichten, damit Sie den Wunsch verspüren, sie einmal kennenzulernen. Sie sollten die Stadt so wie jener Alte liebgewinnen, der in der Universitätsgasse täglich, mehr aus Liebe als aus Erwerbsgründen, auf seiner Geige uralte Weisen spielt. Aber es ist etwas anderes, ob man von einer Stadt berichtet oder etwa von einem schönen Mädchen. Hier kann man die Vergangenheit nicht übergehen; und je länger sie ist, um so schöner ist es für die Stadt.

Bleiben wir noch eine Weile am Markt, schauen wir einmal kurz in die Marienkirche; nicht, weil sie von den vielen Kirchen die schönste und populärste in Polen ist. Uns interessiert vor allen Dingen der Hauptaltar — das unsterbliche Werk von Wit Stwosz. Der aus vielen Teilen bestehende spätgotische Altar aus dem Ende des 15. Jahrhunderts wurde aus Lindenholz geschnitzt. Die Hauptszene ist eine bildhauerische Komposition, die das Einschlafen der Jungfrau Maria in Gegenwart der Apostel darstellt. Die anderen Szenen zeigen die Lebensgeschichte Jesu. Sie sind von unschätzbarer Bedeutung für das Studium der damaligen Zeit, denn Stwosz hielt sich bei diesem Werk an die realistische Konvention, wodurch wir einen Einblick in das Lebensbild und die Kostüme seiner Zeit erhalten. Das Werk ist ein in Holz geschnittenes Bild seiner Zeit, der Stadt und der Natur. Während des Krieges wurde der Altar — der in den ersten Kriegstagen von der polnischen Regierung sichergestellt wurde — von den Faschisten entdeckt und verschleppt. Nach der Kapitulation Hitlerdeutschlands kehrte er wieder zu uns zurück, wobei gründliche Konservierungsarbeiten durchgeführt werden mußten. Die besten polnischen Konservatoren zerlegten den Altar in einzelne Teile. Jedes einzelne Stück wurde untersucht und nach den neuesten Erkenntnissen gesichert.

Vor der Rückkehr in die Marienkirche stellte man den auseinandergenommenen Altar für ein Jahr lang in den Wawel-Sälen auf. Nun konnte man sich an Details erfreuen, die sonst nicht sichtbar sind, die aber von der Liebe des genialen Künstlers zu seinem Werk zeugen. Doch erst in der Kirche wirkt die volle Farbenpracht der Komposition und die Größe der Konstruktion des Werkes, das seinesgleichen in der Welt nicht mehr findet.

Vom Markt sind es nur zwei Schritte bis zu den Anlagen. Das ist ein typischer Krakówer Park. Er durchzieht mit seinen Rasenflächen, Grünanlagen und Bäumen die ganze Stadt. Einstmals befand sich hier die Stadtmauer. Wenige Fragmente blieben von ihr übrig; die berühmte Feste „Barbakan" und die „Brama Floriańska" (Florianer Tor). Der Historiker hegt zweifellos gegenüber den Österreichern, die vor 100 Jahren die Verteidigungsmauern abtragen ließen, berechtigten Groll, doch verliebte Pärchen sind bestimmt zufrieden mit den neuen, behaglichen Bänken. Wollen wir diskret sein und schauen wir nicht zu neugierig hin. Die Angewohnheit, sich wie in Berlin auf der Straße zu küssen, ohne den Vorübergehenden allzusehr Beachtung zu schenken, hat sich bei uns leider noch nicht eingebürgert. In Kraków offenbart man die Liebe durch diskrete Küsse, im Schatten der Bäume und in der Abenddämmerung. Abends ist es hier verhältnismäßig ruhig. Der Verkehr verliert sich langsam nach 22 Uhr, und man erinnert sich des Ausspruches eines böswilligen Geschichtsschreibers, der im vergangenen Jahrhundert feststellte, daß Kraków eine vollkommen tote Stadt wäre, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein Trauerzug durch die Straßen ziehen würde. Natürlich ist das nur Scherz, doch die Krakówer sind Stubenhocker; sogar die Jugend verbringt die Zeit lieber in ihren Klubs oder Cafés, als den Boulevard entlang zu dem berühmten Markt zu wandeln.

Es gibt sehr viel Jugend hier, besitzt doch Kraków mehrere Hochschulen und natürlich die fast 600 Jahre alte Universität. Viele Berühmtheiten, u. a. Kopernikus, studierten hier. Die heutigen Studenten



Der Krakówer Altar von Wit Stowsz, geschlossen

Engel mit Laute

Ausschnitte aus

Söldner

ienaltar von Wit Stwosz

Wohnviertel in Nowa Huta, der 10 Jahre alten Vorstadt Krakóws

verbringen ihre Zeit nicht nur in den Hörsälen oder in modernen Bibliothekslesesälen. Viel Zeit nehmen der Sport, die Caféhäuser und natürlich auch das Kino. Sie haben ihren eigenen Filmklub, in dem Vorführungen und Diskussionen stattfinden. Großer Popularität erfreut sich der Klub „Piwnica" (Keller), der sich wortwörtlich im Keller des Palais „Pod Baranami" — einstiger Besitz der aristokratischen Familie Potocki — befindet. Heute dient es als Kulturhaus. In der „Piwnica" kann man nach der Musik des bekannten Jazzorchesters „Komeda" tanzen. Der Leiter des Orchesters gab dem Jazz zuliebe den Beruf eines Arztes auf und wurde König der modernen Unterhaltungsmusik. Die Jazz-Begeisterten haben ihren eigenen Klub in Kraków, doch gehen sie alle gern in die „Piwnica", um ein bißchen zu tanzen, zu hören, zu klatschen oder irgendeine interessante Bekanntschaft zu machen. Die Damen können sich hier überzeugen, daß steife Petticoats oder Pfennigabsätze immer noch modern sind, und die Männer wiederum finden die Bestätigung, daß es in Kraków sehr viele schöne Mädchen gibt.

Klubräume gibt es in der „Piwnica" — im Keller — mehrere. Von Zeit zu Zeit tritt die „Piwnica" mit einem Kabarett-Programm auf. Man amüsiert sich großartig. Zum Stil der Darbietungen gehört es, daß die Darsteller ihre Rolle nicht genau kennen und so das Publikum und sich verspotten. Die Texte sind voller Witz, scharf und treffend, teilweise ad hoc improvisiert.

Die Studententheater und -kabaretts erfreuen sich in Polen großen Zuspruchs. Sie repräsentieren höchstes künstlerisches Niveau. Das konnte man im Mai während des gesamtpolnischen Festivals der Studententheater feststellen. Es fand natürlich in Kraków statt, einem Ort, der auch das berühmte literarische Kabarett „Zielony Balonik" (Grüner Luftballon) beherbergt. In der „Piwnica" kann man Ausstellungen junger Maler besuchen. Kraków nimmt in der modernen polnischen bildenden Kunst den ersten Platz ein.

Auch die Maler besitzen ihren eigenen Keller, der größer und bequemer ist. Die letzte Jahresausstellung der Akademie der Schönen Künste zeigte, daß die Perspektiven unserer bildenden Kunst weiterhin versprechen, sehr interessant zu werden. Junge talentvolle Künstler wachsen heran. Kraków rühmt sich mit großen Namen, mit hervorragenden Kollektionen in Museen und Gemäldegalerien; es fehlen auch nicht Gemälde von Leonardo da Vinci und Rembrandt.

Das Königschloß auf dem Wawel ist ein historisches Denkmal und ein Lobgesang auf die Kunst, von der romanischen Epoche bis heute. Der Renaissance-Hof des Wawel ist der schönste Konzertsaal im Heimatland Chopins. In der Kathedrale

ruhen neben den Königen die größten Dichter: Mickiewicz und Słowacki. Leider sind nicht alle Wawel-Schätze von der Irrfahrt während des zweiten Weltkrieges heimgekehrt. Ganz Polen wartet seit Jahren auf die unschätzbaren Arrazzi aus Kanada. Zurückgekehrt sind lediglich andere historische Kunstschätze, wie das Krönungsschwert der polnischen Könige oder Handschriften von Fryderyk Chopin. Kraków ist eine lebendige Quelle der modernen Kultur, ist die Stadt dreier kulturpolitischer Wochenzeitschriften, die in Polen am häufigsten gelesen werden.

Kraków ist das ganze Jahr hindurch von Touristen buchstäblich überlaufen. Zudem sagt man von Kraków, daß es ein Klein-Wien wäre. Etwas Wahres ist daran, wenn auch die Farbe und die Architektur mehr an Italien erinnern. Doch in den Cafés herrscht Wiener Atmosphäre. Hier kann man immer echten Kapuziner trinken und echten Wiener Kuchen essen. Natürlich hat jedes Café sein Publikum. In den Tuchhallen sitzen würdige Professoren und der verbliebene Rest der k. u. k. österreichischen Räte. Im „Fafik", das seinen Namen dem in Polen bekanntesten Hund Fafik verdankt, der Redaktionsehrenmitglied des nicht minder bekannten Magazins „Przekrój" (Querschnitt) ist, treffen sich Tierfreunde und junge Mädchen. Die Studenten ziehen natürlich weniger exklusive Lokale vor. Man kann selbstverständlich in einem Café zwei bis drei oder auch vier Stunden bei halbstarkem Kaffee oder über eine Zeitung gebeugt, am liebsten jedoch bei einem angenehmen Vis-à-vis, verbringen.

Die Krakówerinnen sind nicht nur schön und elegant, sondern leider auch erfinderisch und schlau. Worte allein reichen nicht aus, man muß sich schon tüchtig bemühen, um ihre Herzen zu erobern; wenn auch die Sitte, Fichtenkränze vom Weichselufer schwimmen zu lassen, nicht nur von der Tradition, sondern auch von der Sehnsucht zeugt. Der Kranz ist in Polen das Symbol der Keuschheit. Alljährlich findet man zur Johannisnacht im Juni viele Mädchen an der Weichsel. Damit die Kränze nicht einsam den Fluß entlangschwimmen, geben viele Volkslieder Hinweise und Ratschläge, wie man sie auffangen und erringen kann.

Zu den hergebrachten Traditionen, wie dem „Lajkonik"-Fest, das mit seinen vielen Vergnügungen und Umzügen an die Tatareneinfälle in Kraków erinnert, oder dem großen Festival der Kunst „Tage der Stadt Kraków" gesellte sich eine neue Tradition voll Erfindungsgabe und Humor, die Tage der akademischen Jugend oder auch „Juvenalia" genannt. Zwei Maientage lang beherrscht die Jugend die Stadt, nimmt Straßenbahnen und Autos in Beschlag, spaziert in den wunderlichsten Aufzügen umher und tanzt auf den Straßen. Das sind die schönen, entspannungsreichen Tage vor den schweren Prüfungen. Aus ganz Polen kommen Studentendelegationen zu diesem Fest.

Unterbrechen wir für einen Augenblick den Bericht. Gerade hört man vom Turm der Marienkirche den berühmten „Hejnał". Er wird vom Krakówer Liebling, Herrn Śmietana, geblasen. Jede Stunde ertönt der „Hejnał" seit undenkbaren Zeiten. An einer bestimmten Stelle bricht die Melodie ab — zum Gedenken daran, daß einst einen mittelalterlichen Wächter ein tödlicher Pfeil traf. Beim Ertönen des „Hejnał" bleiben viele Menschen stehen und hören zu.

Neonbeleuchtung gibt es wenig. Dafür viele schöne Geschäftsauslagen, die von bildenden Künstlern entworfen wurden. Die Abende sind dennoch nicht dunkel; die alten Mauern, Türme und Attikas erstrahlen im Scheinwerferlicht. Die Krone des Marienturms gleicht einer erblühenden Blume. Doch empfehle ich keinen Spaziergang zu Fuß, sondern eine Fahrt mit einer traditionellen Krakówer Pferdedroschke. Diese Droschken sind für Kraków, was die Gondeln für Venedig. Erfolgreich widersetzen sie sich der Zwangsmotorisierung; erscheinen wie ein Museum zu Pferde.

Gleich neben dem bejahrten Kraków wuchs zehn Kilometer entfernt eine neue Vorstadt, Nowa Huta, hervor; ein mächtiges Industriewerk und eine neue sozialistische Stadt. Nowa Huta wurde zur Hoffnung und zum Stolz der königlichen Stadt. Sie greift nicht nur nach Lorbeeren auf dem Gebiet der Produktion, sondern auch nach künstlerischem Ruhm. Das Theater von Nowa Huta gehört zu den mutigsten und interessantesten in Polen. Letztens fand die Voraufführung eines Stücks der bedeutendsten polnischen Schriftstellerin, Maria Dabrowska, statt. Man bedenke, daß das zehn Jahre nach der Gründung von Nowa Huta geschah. Man bedenke, daß vor zehn Jahren dort noch leere Felder sich erstreckten. Augenblicklich baut man in Nowa Huta schöne moderne Häuser; zu Anfang war es architektonisch recht unterschiedlich.

Nowa Huta ... Das Leben brodelt in Nowa Huta. Großer Andrang herrscht in den Bibliotheken und Lesehallen. Neben Arbeitern und Ingenieuren wohnen Schriftsteller, Maler, Schauspieler und Musiker. Sie fühlen sich mit der neuen Stadt eng verbunden. Keiner von ihnen denkt an einen Umzug in die alte Stadt, mit der sie ein riesiger Park verbinden wird.

Natürlich wird auch im alten Kraków gebaut. Es entstehen neue Stadtteile und Siedlungen, neue Straßen und Gebäude. Den Alten und Verträumten genügen vorläufig die mit Patina bedeckten Waweltürme, das Flügelschlagen der Tauben und das Stückchen Markt, von wo aus es überallhin nahe ist. Vielleicht, meine lieben Leser, besuchen Sie einmal unsere Stadt, die stolz ist wie das Geläut des Sigismund — der größten Wawelglocke — und lyrisch wie eine sanfte Mädchenhand. Ich möchte Ihnen gern in meiner Stadt begegnen.

Die Jungfrau mit dem afghanischen

Vielleicht wäre die ganze Geburtstagsfeier ruhig verlaufen, wenn Brigitte nicht mit den Horoskopen und Tests angefangen hätte. Aber es ist besser, ich erzähle der Reihe nach.

Wir waren eine Gesamtberliner Geburtstagsfeier. Mein Schulfreund Dieter hat nämlich einmal im Jahr Geburtstag, und das ganze Jahr hindurch eine Ehefrau namens Brigitte. Nichts gegen das an und für sich entzückende Mädchen, aber sie hat's mit den Sternen und in jüngster Zeit mit den Tests. Ich entsinne mich noch, daß sie eines Tages zu mir sagte: „Fische und Jungfrauen kommen nicht miteinander aus." „Na und", staunte ich, „willst du vielleicht unmündige Mädchen in dein Aquarium setzen?" Aber sie hatte an diesem Tage keinen Humor, sondern die Horoskope entdeckt. Da Dieter ein Fisch und sie eine Jungfrau ist, konnten sie laut Horoskop unmöglich zusammenpassen. Von da an war häufig Krach in der Familie, weil doch die Sterne nicht lügen.

Als wir nun schon einige Flaschen Gesamtberliner Kognak geleert hatten, fingen wir an, Dujardin und Wilthen-Auslese zu mischen, und nannten das Getränk „Dujarwilth". Mitten in diese unsere Bestrebungen zur Einheit aber platzte Brigitte mit einer westdeutschen Illustrierten und dem Ruf „Ein neuer Test: ‚Wie stehen Ihre Chancen?'" Dieter stöhnte auf und nahm hundert Gramm Dujarwilth auf einen Zug, offenbar standen seine Chancen schlecht. Brigitte schoß hintereinander Fragen heraus. „Würden Sie sich als Ganzfigur mit drei afghanischen Windhunden malen lassen?", „Sind Sie kinderlieb?", „Würden Sie einen Mann heiraten, der hinkt?"

„Lieber als 'ne Frau, die testet", grunzte Dieter, und Brigitte erstarrte zu Eis. „Aber Leutchen", sagte ich fröhlich, „das ist doch alles großer Mumpitz, ihr müßt euch doch nicht mit Gewalt verblöden lassen. Natürlich guckt sich jeder erst das Ergebnis an, und dann mogelt man so lange 'rum, bis man eben gute Chancen hat oder eine aktive Ehefrau oder ein Windhund und was weiß ich was noch alles ist. Und

mit den Horoskopen, also ich weiß nicht, aber da lauern wir auf den Ausflugsverkehr zum Mars, die sowjetischen Wissenschaftler fotografieren schon den Mond von hinten, und ihr nehmt den Zeitungen Sachen ab, an die schon im Mittelalter Astronomen nicht mehr glauben wollten."

Hei, da hatte ich was angerichtet! Ein junges Liebespaar aus Wilmersdorf, das sich erst seit etwa drei Wochen betestete, schrie im Chor: „Macht das Tor auf." Brigitte rief: „Ich bin und bleibe eine Jungfrau" und rannte dann 'raus, weil nebenan das Kind brüllte. Nur Dieter blieb ruhig und goß weiter Kognak zum Testen ein, denn testen heißt probieren.

Inzwischen begann sich meine eigene Frau einzumischen. Gründlich wie sie ist, hatte sie inzwischen meine gesamten Angewohnheiten in einen anderen Test eingetragen. Ergebnis: „Sie sind, wie alle Stiere, ein ruhiger, phlegmatischer Mensch mit heiterem, gelassenem Wesen."

Na, Sie kennen mich ja nicht, aber meine Frau schrie nur so vor Vergnügen. Jedenfalls endete die ganze Geschichte völlig humorlos. Als ich in meiner, mir doch von einer anerkannten Illustrierten bescheinigten, heiter gelassenen Art beweisen wollte, daß doch aber jeder Trottel gerne so sein möchte wie das günstigste Testergebnis, wurde ich niedergeschrien. Und als ich dann noch zu bedenken gab, daß bei ganz ehrlichem Testen Beethoven sich unter Umständen als völlig unmusikalisch herausgestellt hätte, lösten wir uns auf. Das junge Paar schrie noch einmal „Macht das Tor auf", und als ich es wirklich tat, gingen sie ganz beleidigt. Erst hinterher erfuhr ich, daß dieser Ruf sozusagen ein rhetorisch-politischer Westberliner Schlachtruf sei, aber da waren sie schon weg. Vielleicht wollten sie auch nur einen guten Abgang haben, um sich noch ein wenig weitertesten zu können.

„Junge", sagte meine Frau am nächsten Morgen, „wenn du auch recht hattest, aber krakeelt hast du ja ganz schön. Im übrigen brummt dein Schädel bis hierher, ich geb' dir mal erst Kaffee zum Testen." Nun kennt sie nicht nur meinen Brumm-, sondern auch meinen Dickschädel und ist überhaupt ein Goldkind, denn beim Kaffee bemerkte sie: „Ich habe mal telefonisch nachgefragt, wenn du dich genau über Tests informieren willst; Dr. Suhrweier, Psychologe und Pädagoge, Institut für Sonderschulwesen." Ächzend betestete, nein, betastete ich meine Birne, aber eine Stunde später meldete ich mich bei Dr. Suhrweier. „Gestatten Sie, mein Name ist Tes ... ich meine, ist Schmuckler. Ich möchte gern mal etwas Genaueres über die vermaledeiten Tests hören."

„Bei Ihnen würde ich ganz ohne Psychologie einen Kater heraustesten." „Wohl gesprochen, Herr Doktor", murmelte ich und beichtete den auseinandergetesteten Geburtstag. „So", schloß ich, „und jetzt erzählen Sie mir doch bitte, ob etwas dran ist oder nicht, von mir aus können Sie mich auch testen!"

„Bißchen viel, was Sie da wollen, es gibt alle möglichen Tests. Klinische Tests, motorische Tests ..." Ich unterbrach: „Motorischer Test fällt flach, ich gehe nicht mit Alkohol ans Steuer." Der Doktor grinste niederträchtig. „Motorisch bezieht sich auf Ihr Nervensystem, aber ich weiß schon, was Sie meinen. Sie meinen diese Tests in den Illustrierten drüben. Wissen Sie, das ist wie mit den Horoskopen, man sucht sich das Passende heraus, ob man's merkt oder nicht, unwillkürlich dreht man ein bißchen dran herum, und schließlich paßt dann ja auch was." „Ich bin, falls es Sie interessiert, verehrter Herr Doktor, laut Test von heiterem, phlegmatischem Wesen ..." „Also", beendete der Doktor seine Rede, „Wissenschaft ist bei all diesem Kram nicht einmal so viel drin wie zur Zeit Promille Alkohol

Goldkind

Illustrationen: Karl Schrader

in Ihrem Kreislauf. Ein Hauptgrundsatz beim einwandfreien Testen lautet nämlich ‚Der Test darf nie von Zufälligkeiten abhängen', und ich möchte doch meinen, daß jemand, der einen Test in der Zeitung liest, ganz hübsch in Versuchung kommt, selbst Zufall zu spielen."

Ich nickte müde, „genau das wollte ich ja gestern auch nur beweisen. Wenn so'n braver Bürger zwanzigmal gelesen hat, daß er leicht jähzornig wird, dann glaubt er's allmählich, und eines Tages, bums, feuert er die beste Vase an die Wand. Das scheint so harmlos, aber die Auswirkungen sind sicher sehr übel, wenn solche Beeinflussung bewußt betrieben wird."

„Gestatten Sie mir da ein Beispiel", sagte der Doktor, „eine New Yorker Frauenzeitschrift untersuchte die Ursachen der allmählichen Nivellierung der Menschen, der Aufgabe der eigenen Persönlichkeit, die dort immer auffälliger wird. In diesem Zusammenhang zitiert der Reporter den Personalchef einer großen Firma: ‚Wir brauchen keine Frauen, die sich für Kunst oder Literatur interessieren. Sie müssen energisch sein und sich durchsetzen. Was sie sonst brauchen, bekommen sie bei uns.' Ein anderer Personalchef sagt zum Beispiel: ‚Es ist erstaunlich, wie neue Mädchen sich an die Firma anpassen. Sie tragen die Kleidung, die alle in dieser Saison tragen. Sie imitieren die Angestellten der höheren Stufen.' Wenn sie das nicht tun, könnte, so gibt der Reporter zu, eines Tages der Bürochef sagen: ‚Darling, ich glaube, Sie fühlen sich nicht so ganz glücklich bei uns', was gleichbedeutend mit Entlassung ist."

„Aber was ist nun ein richtig ernst zu nehmender Test?"

„Wenn man so will, ist genaugenommen jede Prüfung ein Test. Wenn der Fahrlehrer Sie prüft, dann testet er, ob man Sie schon mit fünfzig Pferden auf die Menschheit loslassen kann. Wollen Sie aber D-Zug-Führer oder Pilot werden, dann steckt man Sie in eine ganze Prüfapparatur. Da zeigt es sich dann, ob Sie schnell reagieren, wenn ja, ob Sie auch richtig reagieren, ob Sie farbige Signale schleunigst auswerten können, ob Sie in der Lage sind, im Handumdrehen Entscheidungen zu treffen usw. Das ist schließlich nötig, weil ein Lokomotivführer wohl einen langen Zug, aber keine lange Leitung haben darf. Und wenn ein Düsenflugzeug-Pilot nicht schnell genug schaltet, landet er in Warschau statt in Schönefeld."

„Was die Fluggäste unter Umständen mit Recht verstimmen würde", ergänzte ich. „Aber das sehe ich ja alles vollkommen ein. In Amerika zum Beispiel aber testet man doch wie wild. Da bewirbt sich ein Mann, sagen wir als Buchhalter bei Ford, und wird regelrecht ins Trommelfeuer genommen."

„Trommelfeuer ist sogar richtig ausgedrückt", warf der Doktor ein. „Ins Trommelfeuer einer sogenannten ‚Testbatterie'. Man stellt nämlich viele Tests zu einer solchen ‚Testbatterie' zusammen und hofft, so ein möglichst umfassendes Bild der Versuchsperson zu bekommen."

„Na, Prost Mahlzeit", sagte ich, „das wäre was für mich. Ich meine, ich will mich natürlich nicht bei Ford als Buchhalter bewerben, die Autoindustrie hat im Moment dort sowieso eine Menge Arbeitslose. Aber wenn ich mir so vorstelle, daß ich da stundenlang Fragebogen ausfüllen müßte, ich werde schon immer bei der Steuererklärung ganz konfus. Und meine erste Auslandsreise wäre beinahe daran gescheitert,

daß ich die zahlreichen Fragebogen nicht ernst genug nahm. Ich hatte da, glaube ich, beim sechsten Fragebogen als Grund der Reise ‚Reisefieber' angegeben."

„Da haben Sie bereits etwas gesagt, was als negatives Moment gegen den Test spricht. Wer garantiert nämlich, daß jemand den Test auch wirklich ernst nimmt? Viele fassen so etwas als halbe Spielerei auf, weil es sie nicht interessiert. Aber wir sind noch aus anderen Gründen skeptisch gegenüber Tests, von deren Ergebnis zum Beispiel der Arbeitsplatz für einen Menschen abhängt. Natürlich zeigt ein Test Leistungen, er zeigt aber nicht, wie sie zustande kommen und welche psychischen Prozesse dabei beteiligt sind. Es gibt ferner keine Möglichkeit, beim Test den Menschen als Persönlichkeit im Zusammenhang mit seiner Entwicklung zu sehen, und das ist ein ungeheuer schwerwiegender Faktor. Ein Test kann außerdem auch keine Rücksicht auf den augenblicklichen Zustand eines Menschen nehmen."

„Verzichten wir denn nun völlig auf Tests?"

„Da gibt es viele Beispiele, denn was ich eben sagte, bedeutet nicht, daß wir den Nutzen des Testens vollkommen in Abrede stellen, es kommt nur darauf an, wie und wo und mit welchen Schlußfolgerungen getestet wird. Nehmen Sie die Medizin. Es gibt zahlreiche Situationen, in denen klinische Tests in Kürze Aufschluß über den psychischen Zustand eines Menschen geben sollen. Oder, in jedem großen Betrieb gibt es heute Arbeitspsychologen. Sie prüfen allerdings nur den psychologisch richtigen Ablauf von Arbeitsgängen, die Farbgebung von Räumen und Maschinen sowie hundert andere Sachen. Auch diese Untersuchungen gehen nicht ohne Leistungsproben ab. Das Sicherste ist aber eben immer noch die Dauerbeobachtung."

Inzwischen fiel mir wieder ein, wo ich eigentlich war. „Und womit befassen Sie sich in Ihrem Institut?"

„Wir bilden Pädagogen für das Sonderschulwesen aus. Dazu rechnen Schulen für Seh- und Hörgeschädigte, Kinder mit Sprachstörungen und Körperbehinderungen und auch die Hilfsschulen. Alle diese Schulen erfordern speziell ausgebildete Lehrkräfte."

„Ich habe Ihre Zeit, lieber Herr Doktor, schon reichlich strapaziert, aber so einen kleinen Test könnten Sie vielleicht mit mir probieren. Keine Testbatterie, aber haben Sie nicht so ein leichtes Geschütz bei der Hand?"

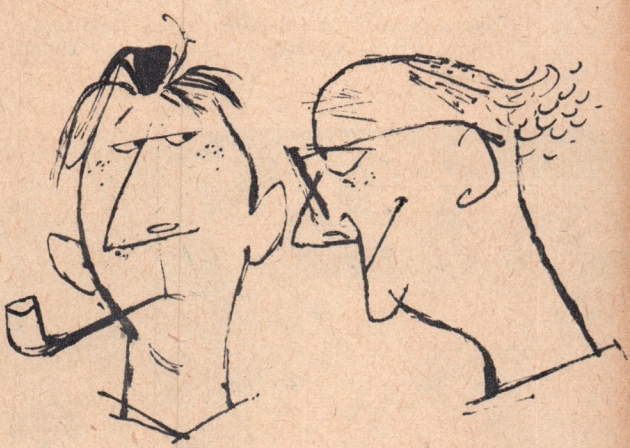
„Da herrscht kein Mangel", versetzte der Psychologe. „Was halten Sie von einem Zeichentest? Sie müssen bestimmt geartete Anfangszeichen zu einem Bild vollenden." Ich wehrte heftig ab. „Malen ist gar nicht meine Sache, womöglich kommt auch das Bild in falsche Hände. Nachher hängt es irgendwo, es gibt riesige Debatten darüber, die Kritiker erhitzen sich, und dabei war es nur ein Test."

„Oder wie wäre es mit einem Rechen- oder Zahlentest?"

„Herr Doktor", flehte ich, „jeder Kellner kann mich übers Ohr hauen. Ich bewundere jemand, der Bruchrechnen kann, fast noch mehr als Täve Schur oder Heinz Quermann."

„Ich hab's", frohlockte er da, „wir machen den Turmbauversuch." Ich war skeptisch. „Turmbauversuch? Na, ich weiß nicht, mit Türmen hat es ja oft Ärger gegeben, schon damals bei Babel, aber wir können's ja versuchen."

Ich bekam eine Menge Bausteine mit der Anweisung, einen Turm bis an die Decke zu bauen. Erst fiel das Ding schon bei einem Meter Höhe zusammen, aber das war noch der Alkohol von gestern. Dann brachte ich es auf 1,50 Meter. Schließlich verbrauchte ich die Hälfte der Steine für das Fundament, aber da blieben kaum noch welche für den Turm übrig. Zuletzt baute ich einfach ein flaches Gebäude. „Was wird denn das?" erkundigte sich mein Tester mit dem nachsichtigen Lächeln des erfahrenen Psychologen. „Eine Garage", erwiderte ich heiter, gelassen und phlegmatisch. „Mir ist nämlich eingefallen, daß wir genügend Türme, aber doch viel zu wenig Garagen haben. Und was haben Sie nun getestet?"



Der Doktor sah mich längere Zeit abschätzend an: „Das war ein Test für Kinder, aber ich sagte Ihnen ja bereits, daß ein Test niemals Rücksicht auf den augenblicklichen Zustand der Versuchsperson nehmen kann. Ich hoffe doch, daß Ihnen das ein kleiner Trost ist."

Arno Schmuckler

„Der erste Tag des Friedens"

Ein sowjetischer Film

Im Morgendämmern des 9. Mai 1945 umarmen sich inmitten der Ruinen einer deutschen Stadt zwei junge Menschen. Beide fühlen in diesem Augenblick, daß es die Liebe für das ganze Leben ist. Was die Jahre des Krieges in ihnen nicht erblühen ließen, erwacht nun am ersten Tag des Friedens in ihren jungen Herzen. Olga ist Krankenschwester in einem Feldlazarett und Michail Leutnant.

Auf einer Feier zu Ehren des Sieges lernen sie sich kennen. Hauptmann Nefjodow oder Tolja — wie Olga ihn nennt — vermittelt ihre Bekanntschaft. Bisher hatte Olga geglaubt, Tolja zu lieben. Aber als sie in der Nacht mit Michail durch die Straßen der Stadt geht, spürt sie, daß an seiner Seite das große Glück ihres Lebens beginnt. Im Morgengrauen trennen sie sich mit einem Kuß. Am gleichen Abend stirbt Michail im Lazarett, getroffen von der Kugel eines flüchtenden SS-Offiziers.

Jakow Segel ist der Regisseur dieses ergreifenden Films, dessen Drehbuch Jossif Olschanski schrieb. Beide Künstler sind dem Publikum durch den Film „Das Haus, in dem ich wohne" gut bekannt. Zu seinem neuen Film sagte Jakow Segel: „Nie wieder sollen junge Menschen mit offenem Blick, heller Stimme und strahlendem Lächeln aus dem Leben scheiden müssen, noch ehe sie so recht gelebt, geliebt und Träumen nachgehangen haben."

Für die Hauptrollen suchte sich der Regisseur junge Menschen, die vorher noch nie gefilmt hatten. Ludmilla Butenina, die Darstellerin der Olga, war Tänzerin im Moissejew-Ensemble und gibt hier ihr Debüt als Schauspielerin. Der Darsteller des Michail, Valeri Winogradow, besuchte erst eine Theater- und Zirkusschule und kam über das Theater jetzt zum Film.

Tief ergriffen verließ ich nach diesem Film das Kino. Er ist aufwühlend wie „Die Kraniche ziehen" und „Ein Menschenschicksal". Ich freute mich mit den Liebenden über ihr aufblühendes Glück und wurde bestärkt in meinem Haß gegen den Krieg, der es zerstörte.

P. W.

Olga wird am Abend an der Feier des Sieges teilnehmen. Der Krieg ist zu Ende

„Der Offizier, der Ihnen Blumen schi

de Hauptdarsteller stehen das erstemal vor der Kamera: Ludmilla Butenina als Olga, Valeri Winogradow als Michail

schwer verwundet."

Tolja muß erkennen, daß Olga dem toten Michail die Treue bewahren wird

Ein Theater lief vom Stapel

Autofahrern brauche ich nicht zu erläutern, warum mein Kollege Arno Schmuckler endlos schimpfte, als wir mit seinem Vehikel über Mecklenburgs Straßen hopsten. Stellenweise wurden es saftige Flüche, je nach Umleitung und Straßenlage. Plötzlich aber verschlug es selbst Arno die ihm so selten versagende Sprache. In der hereinbrechenden Dunkelheit hatten wir uns einem vor uns fahrenden LKW genähert, aus dem uns der Schlund eines Geschützes vom Kaliber der „Dicken Berta" entgegenstarrte. Das Quietschen der Bremsen brachte Arno wieder zur Besinnung und uns auf die richtige Fährte: Das Arbeitertheater der Warnowwerft war mit seinem Dekorationswagen auf der Fahrt zu einer Aufführung. An den Litfaßsäulen von Ueckermünde lasen wir dann: „Die Matrosen von Cattaro" von Friedrich Wolf, Gastspiel des Arbeitertheaters der Warnowwerft, Warnemünde.

*

„Hau ... ruck, hau ... ruck!" Vor dem Kulturhaus des VEB Guß in Ueckermünde wuchten kräftige Männerarme das Geschütz vom LKW. Es sind Mitglieder des Arbeitertheaters, die ihre Dekorationen selbst abladen und aufbauen, denn sie sind alles zugleich: Schauspieler, Bühnenarbeiter, Maskenbildner, Tontechniker, Requisiteure und Inspizienten.

*

Dicke Luft im Garderobenraum. Eine letzte „Turf" und ein paar kräftige Scherzworte vor der Aufführung sollen beruhigend wirken. Vor einem Rasierspiegel, der den Schminktisch ersetzt, macht sich ein junger Kollege sachkundig und sorgfältig bühnenreif. Wolfgang Kannewischer ist es gewohnt, mit dem Pinsel umzugehen. Auf der Warnowwerft ist er Anstreicher und Brigadier einer Malerbrigade. In wenigen Minuten wird er in der Rolle des Leutnants und Matrosenschinders auf den Brettern stehen. Noch einmal prüft er selbstkritisch, ob Maske und Kleidung in Ordnung sind.

*

Vor einem Jahr noch sagte Wolfgang: „Warum immer nur politische Stücke, das ist doch Mist!" Kürzlich jedoch trug sich folgendes zu: Aufgeregt

kommt Wolfgang zum Leiter des Ensembles: „Ich habe ein neues Stück für uns. Prima. Haut genau hin. Wie bei uns auf der Werft." In der Hand hält er ein Stückchen Zeitung in den auf stillen Örtchen üblichen Formaten. „Man muß seine Augen überall offen haben", begegnet er dem schmunzelnden Blick des Ensembleleiters. Es ist der Rest einer Besprechung des politischen Zeitstückes „Heiße Eisen" von Herbert Keller.

*

Um Mitternacht in einem Raum des Kulturhauses. Kollegen aus Ueckermünder Betrieben sprechen mit den Warnemündern über Probleme des Arbeitertheaters. Sie wollen auch bei sich ein solches Ensemble aufbauen. Frage auf Frage: „Wie habt ihr angefangen?", „Wer unterstützt euch?", „Was habt ihr auf dem Spielplan?" Ansgar Lehmann, der Leiter des Arbeitertheaters in Warnemünde, und seine Kollegen antworten.

*

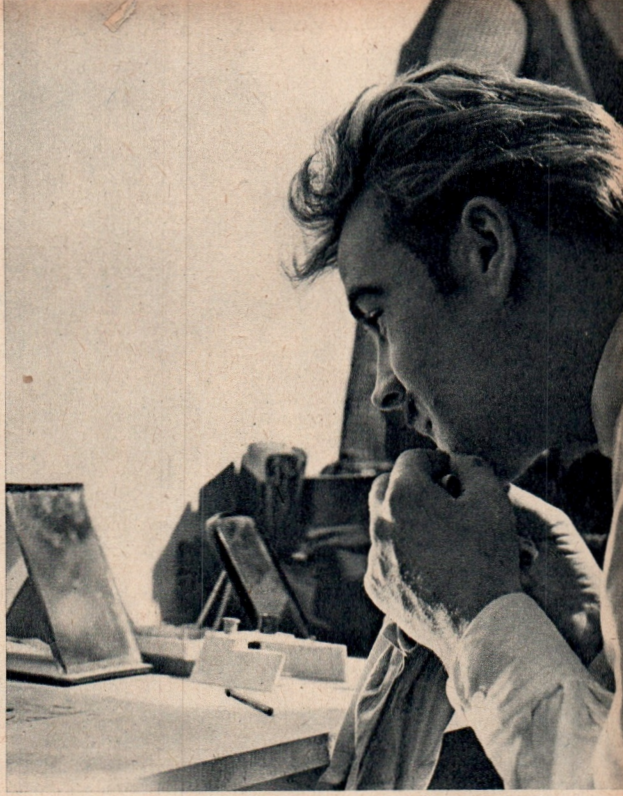
Am Anfang stand die Entschließung der Parteiorganisation der SED des VEB Warnowwerft vom 4. April 1958, in der es hieß: „Die Delegierten stimmen folgendem Antrag zu: Bildung eines Arbeitertheaters." Kurz und bündig.

Mit der Verwirklichung der Forderung begannen allerdings die Schwierigkeiten. Kein Mitglied des Arbeitertheaters stand jemals auf der Bühne — wenn man davon absieht, daß einer von ihnen im zarten Alter von 12 Jahren auf einer Laienbühne den Telljungen mimte. Der Schlosser Theo Steinhagen kam, weil die Partei ihm vorschlug, sich auch kulturell zu betätigen. Der Lehrausbilder Ulrich Ahrens wollte mal sehen, „was die da machen". Heute spielt er die Hauptrolle in den „Matrosen von Cattaro".

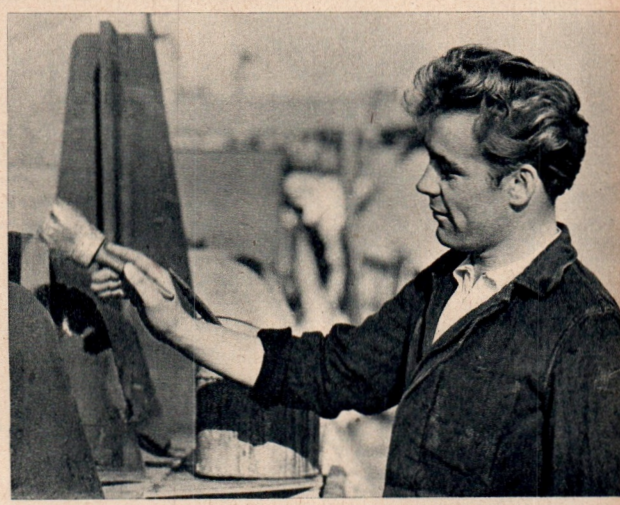
Nicht alle blieben, denn die Anforderungen sind groß. Zweimal wöchentlich wurde geprobt. Da maulte die Frau eines Mitspielers, weil der Mann noch zwei Abende in der Woche nicht nach Hause kam. Aber nach den ersten Leseproben stand es für die Mitglieder des Ensembles fest: „Wir machen mit, wir bleiben dabei!"

*

Ein unerwartetes Lachen löste bei den Warnemünder Freunden die Frage aus: „Wieviel Frauen habt ihr in eurem Ensemble?" Amor hatte sich in Warnemünde keineswegs als Schutzherr der Musen erwiesen. Vier Mädchen hatten sich eingefunden. Alle vier verlobten sich in kurzer Zeit. Das ist sicher keine schlechte Reklame für das Ensemble, doch



Wolfgang Kannewischer, Anstreicher und Brigadier: Mennige aufs Schiff, Schminke ins Gesicht



Heizer Sepp (vorn links) markiert einen k. u. k. Leutnant: „Na, ihr Mistkrücken, ihr Schrubbweiber ... tätig, tätig, tätig!"

die Sache hatte einen Haken. Die frischgebackenen Bräute durften auf Geheiß ihrer Herren Verlobten nicht mehr mitspielen. Also: glatte Abwerbung.

*

Es gab noch manchen Zweifel bei den Ueckermündern, ob sie es schaffen werden. Neuen Mut erhielten sie, als die Warnemünder von ihrem ersten Auftritt erzählten:

Am 29. Dezember 1958 war Premiere vor Partei-

Diskussion um Mitternacht: Wie habt ihr in Warnemünde angefangen? Ansgar Lehmann (vorn links) antwortet

und Gewerkschaftsveteranen. Als wir das Lied der Matrosen von Kronstadt anstimmten, griffen es die Zuschauer auf, und gemeinsam sangen wir: „... Tragt über den Erdball, tragt über die Meere, die Fahne der Arbeitermacht ...“

Als Franz Rasch nach dem Scheitern des Aufstandes ausrief: „Kameraden, das nächstemal besser!“ spürte jeder: das war mehr als ein bloßer Theaterabend, mehr als nur Spiel. Arbeiter zeigten Arbeitern ihr Leben, ihren Kampf. Wer könnte es besser als sie! In der Liste der Mitwirkenden auf dem Programmzettel ist der Beruf angegeben. Von dreizehn Mitwirkenden sind zwölf Arbeiter und ein Angestellter: Fiete Ahrens, Schlosser; Manfred Hetmark, Dieselkranfahrer; Wilhelm Apels, Schweißer; Friedbert Gubbe, Schiffsschlosser; Adolf Hofmann, Schiffsbauer-Lehrling.

Am Bühnenausgang rief man: „Du bist doch der Schweinehund, der Kapitän.“ Das galt dem Darsteller der Rolle des reaktionären Fregattenkapitäns. Ein anderer voller Zorn: „Schmeiß doch dem Hund den Ziegelstein auf die Knochen.“

*

Am nächsten Tag besuchen wir die Kollegen am Arbeitsplatz. Ansgar Lehmann sagt zu uns: „Wir könnten im Ensemble ein Schiff bauen. Aus allen Abteilungen sind Kollegen vertreten. Einige Besserwisser meinten zwar erst, die Werft sei dazu da, um Schiffe zu bauen und nicht, um Theater zu spielen, doch sie haben inzwischen eingesehen, daß das Arbeitertheater zum Schiffsbau gehört wie der Sauerstoff zum Schweißbrenner.“

*

Die Anerkennung der Kollegen brachte den Schlosser Werner Schröder zu einem großen Entschluß. In den wenigen freien Stunden nimmt er Papier und Bleistift zur Hand, um für sein Arbeitertheater ein Stück aus seinem Betrieb zu schreiben. Die Kollegen seiner Brigade begeistern sich mit ihm, sie sind kritische Berater, wenn er ihnen fertige Abschnitte vorliest. Zur Freude des Autors haben sich schon einige seiner Kumpel gemeldet, die bei der Aufführung unbedingt mitwirken wollen.

*

Ein Menschenalter ist es nur her, da Warnemünde seinen Badegästen im Frühjahr und Herbst ein anderes Schauspiel bot. Frühmorgens zogen die Neugierigen hinaus auf die Wiesen an der Warnow. Ein Hirte hütete hier seine Herde. Hunde kläfften, und die Kühe trotteten zum Fluß. Dann durchschwammen sie die Warnow, um am anderen Ufer neue Nahrung für ihre nimmermüden Mäuler zu finden.

An dieser Stelle erhebt sich heute ein Gigant unserer Pläne: die Warnowwerft. Siebentausend- und Zehntausend-Tonner verlassen die Helling und ziehen über die Weltmeere, und sie, die die Schiffe erbauten, schufen auch das erste Arbeitertheater der Deutschen Demokratischen Republik.

Text: Paul Wurche · Fotos: Arno Schmuckler

Die lautlose Schlacht

Schachklubs sind Sportstätten eigenartigster Prägung. Kein kilometerweit hörbares Tor-Gebrüll und kein donnerndes Fußgetrampel weisen schon von weitem den Weg dorthin. Vielmehr sind es Schilder wie „Bitte Ruhe" und „Nicht rauchen", die zum Turniersaal führen. Am Eingang wird nur noch geflüstert, der teppichbelegte Raum auf Zehenspitzen betreten, und dann steht der Zuschauer mitten im wilden, aber lautlosen Schlachtgetümmel.

Der Nichteingeweihte weiß zunächst mit zwei Männern, die sich stundenlang wie unverrückbare Felsen am Tisch gegenüber sitzen und an denen sich nichts weiter verändert, als daß ihr Bart um zwei Millimeter wächst, herzlich wenig anzufangen. Es dauert meist eine ganze Weile, bis es ihm gelingt, sich in ein Spiel hineinzufinden, das von seinen Anhängern mit dem Attribut „königlich" geschmückt worden ist, das gleichermaßen künstlerische Intuition wie wissenschaftliche Präzision verlangt. Schach ist der harte, nach sportlichen Regeln ausgetragene Kampf zweier Menschen, zweier Willen, zweier Persönlichkeiten.

Das stumme Duell auf den 64 Feldern ist fortgeschritten. Am Brett der Meister geschieht nichts. Nur die Schachuhr tickt wie ein mahnendes Gewissen in die fast beklemmende Stille des Turniersaales. Trotzdem haben sich ungezählte Augenpaare auf das Wachstuch geheftet. Die Luft scheint mit Elektrizität geladen, und man fühlte sich in ein Forschungsinstitut für Hochspannung versetzt, wäre nicht die inzwischen vertraut gewordene Umgebung: überdimensionale Demonstrationsbretter, auf die jeder ausgeführte Zug übertragen wird, und eine Seilabsperrung um die Tische der Meditierenden, welche allzu stürmisches Schachpublikum „in Schach halten" soll.

Die Kiebitze sitzen oder stehen bei „ihrem" Meister, nicht selten mit einem Miniaturschachbrett in Oktavheftform ausgestattet, und verfolgen die Partie.

Endlich hat der Meister einen Stein gerückt. Bewegung kommt in die vor Anspannung erstarrten Gesichter der Zuschauer. Der Meister hat einen anderen, einen besseren Zug, wie sich später herausstellt, gefunden als jenen, mit dem die enttäuschten Kiebitze gerechnet hatten. Er setzt noch die Uhr seines Gegners in Gang und notiert seinen Zug.

Die ganze Partie wird mit einer Buchstaben-Zahlenkombination, die wie eine Geheimschrift anmutet, auf einem Formular zur Kontrolle und Erinnerung festgehalten.

Diese Vorschrift, wie auch die Benutzung eigens für Schach konstruierter Uhren, gehört bereits zu den modifizierten Regeln. Im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, als das Spiel in Indien entwickelt worden sein soll, waren die Sitten nicht so streng. Es geht die Sage, daß ein morgenländischer Weiser von seinem König beauftragt worden sei, einen Zeitvertreib zu erfinden. Er schuf das Schachspiel und erbat sich, um seine Belohnung befragt, für das erste der 64 Felder ein Weizenkorn und für jedes weitere die doppelte Anzahl Körner vom vorigen Felde. Den König dünkte der Wunsch äußerst bescheiden, und er ließ sogleich diese „scherzhafte" Rechenarbeit beginnen. Aber bald standen die Rechenmeister kopf und die Kornkammern leer, denn es hätte die stattliche Zahl von 18446744073709551615 Körnern herangeschafft werden müssen, um den Weisen zu bezahlen.

Durch die Kriegszüge der Perser und Araber wurde das Schachspiel über Nordafrika und Spanien nach Europa gebracht, wo es ausgangs des Mittelalters seine heutige hochentwickelte Form erhielt.

Aus dieser Zeit sind auch die fahrenden Schachspieler bekannt. Zu zweit zogen sie von Hof zu Hof, ähnlich wie die minnesingenden Ritter. Nur erhielten sie Mittagessen und Weggeld nicht für geleistete Liebesdienste, sondern für die dargebrachte Schachschau oder irgendeine neu ausgeknobelte Variante, die sie einem gekrönten Haupte auf dem schwarz-weiß gewürfelten Brett demonstrierten.

Und hier haben wir ihn, den Vorläufer des modernen Berufsschachspielers, der heute nur noch in den kapitalistischen Staaten anzutreffen ist. Bekannt ist das recht traurige Beispiel des amerikanischen internationalen Großmeisters Samuel Reshewsky, der heute noch darauf angewiesen ist, für seinen Lebensunterhalt von Stadt zu Stadt zu reisen und in den Hinterzimmern der Caféhäuser seine Schachperlen vor die Kiebitze und die Patzer zu werfen.

„Patzer" heißt soviel wie schlechter Spieler und ist eine jener Vokabeln der Schachterminologie, die in der ganzen Welt verstanden werden. „Schachfreund", „Zugzwang" und „Zeitnot" sind auch zu internationalen Begriffen geworden, und mit

Früh übt sich der Weltmeister von morgen. Schnappschuß aus dem Gorki-Park in Moskau

„J'adoube" hat Frankreich die Schachsprache bereichert. Wörtlich übersetzt heißt das „ich berühre" und wurde ursprünglich angewandt, wenn der am Zuge befindliche Spieler eine in der Hitze des Gefechts vom Feld verrutschte Figur zurechtrücken wollte. Diese Ansage war nötig, weil nach der Regel „berührt = geführt" gespielt wird. In sogenannten freien Partien außerhalb eines Wettkampfes wurde dieses (sprich:) „Jadub" dazu mißbraucht, einen schlechten Zug schnell zurücknehmen zu können, und das war so häufig der Fall, daß sich gerade dieser Begriff auch im Unterbewußtsein verankerte. Die Folge davon hat wohl jeder Schachspieler erfahren, der im Gedränge versehentlich einer Dame auf den Fuß trat und sich mit „Pardon" entschuldigen wollte, aber ein „J'adoube" herausbrachte. Trafen ihn daraufhin giftige oder erstaunte Blicke, so hatte er offenbar keine Schachspielerin getreten.

In der Sowjetunion und den USA versuchte man, probeweise von Elektronenrechenmaschinen einfache Schachaufgaben lösen zu lassen. Weit schwieriger war es aber, von der Maschine eine ganze Partie spielen zu lassen. Bei exakter Berechnung muß der Schachroboter alle theoretisch denkbaren Möglichkeiten prüfen. Der Schachspieler hingegen kann auf Grund seiner Kenntnisse und Erfahrung und vor allem seines Denkvermögens den allergrößten Teil dieser Züge von vornherein verwerfen, da er weiß, daß sie schlecht sind. Ein Elektronengehirn mit der höchsten vorderhand theoretisch denkbaren Schnelligkeit der Operationen — eine Million in der Sekunde — würde zum Beispiel zur Lösung einer sechszügigen Kombination mit 30 möglichen Zügen ungefähr 17000 Jahre brauchen. Der Spieler am Brett muß mit etwa einer halben Stunde auskommen, und sechszügige Kombinationen sind in Partien starker Gegner nichts Außergewöhnliches. So werden also die Schachspieler auch in Zukunft — bei aller Verwandtschaft, die man zwischen dem Schach und der Mathematik erblicken will — auf automatische Gehilfen verzichten und ihre Kämpfe allein austragen müssen. Das Schachspiel bleibt ein unerschöpflicher Born für alle Menschen, die geistige Akrobatik lieben.

Auch die Eröffnungstheorie, eine über zehn bis zwanzig der ersten Züge festgelegte beste Möglichkeit, macht das Spiel nicht ärmer. Natürlich spezialisiert sich der Passionierte auf bestimmte, seinem Temperament entsprechende Eröffnungen, die in ein Kombinations- oder Positionsspiel überleiten. Abgesehen von diesen zwei Hauptrichtungen hat sich aber im Verlauf der Jahrhunderte herausgestellt, daß der Gegner noch mit anderen „Methoden" bekämpft werden kann. Sie sind in keinen Büchern verzeichnet, und kein noch so gestrenges Regelwerk kann gegen sie an.

Schon der zweite von sieben Weltmeistern der Schachgeschichte, *Dr. Emanuel Lasker*, bevorzugte eine psychologische Art des Schachspiels. Er vertrat die Meinung, daß ein und derselbe Zug, gegen zwei verschiedene Gegner angewandt, einmal gut und einmal schlecht sein kann. Es dauerte nicht lange, da fand Lasker Nachfolger, die auch auf ein psychologisches Spiel schworen, jedoch mit weniger feinen Mitteln kämpften. Sogar dem wohl brillantesten Schachweltmeister aller Zeiten, *Dr. Alexander Aljechin*, waren viele Mittel recht, um zu gewinnen. Er hatte kurzfristig seinen Weltmeistertitel an den Holländer *Dr. Max Euwe* verloren, und als er zum Revanchekampf antrat, trug er ständig eine Siamkatze auf dem Schoß und streichelte sie, weil er herausgefunden hatte, daß Euwe eine unüberwindbare Abneigung gegen Katzen verspürte. Die Uhr des Gegners setzte Aljechin nicht leise mit dem Finger, sondern mit geballter Faust in Gang, um ihn zu irritieren. Auch rührte er minutenlang in der Kaffeetasse, ohne daß sich der Partner darüber beschweren konnte. Seinen Gegner nannte er anderen gegenüber einen armseligen Patzer, was bei diesem prompt zu Blutdruckanstieg führte.

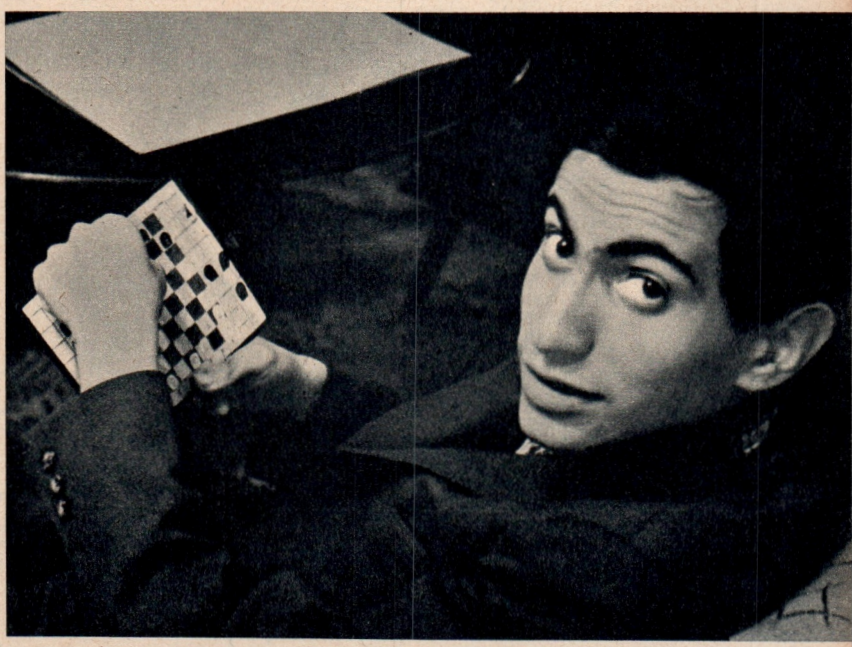
Die Schachspieler sind heute nicht weniger sensibel als vor 65 Jahren, da der „Psychologe" Lasker seinen Weltruhm begründete. Ein nichtrauchender Gegner läßt sich nur gar zu oft durch den Rauch einer Zigarette — langsam auf das Schachbrett geblasen — aus dem Konzept bringen. (Das Rauchverbot gilt nur für Zuschauer.) Auch kann sich niemand beim Turnierleiter beschweren, wenn der Partner plötzlich Hunger verspürt und knisternd einen Keksbeutel aus der Tasche holt, ihn knisternd öffnet, knisternd einen Keks entnimmt, immer noch knisternd den Beutel schließt und ebenso knisternd wieder in die Tasche steckt, um

das Spielchen zehn Minuten später zu wiederholen. Besonders empfindsame Gegner werden schon beim ständigen Anblick einer bunten Krawatte abgelenkt. Beliebt ist auch die Methode, dem Gegner ins Genick zu starren, wenn er seinen Zug bedenkt. Sehr leicht nervös wird ein Spieler, der bereits die Nacht schlaflos verbracht hat und mit Schrecken einer angesetzten Begegnung harrt, in der er sich unterlegen fühlt. Der Überlegene macht sich dann einen „Sport" daraus, fünfzehn Minuten später am Platz zu erscheinen, obwohl seine Uhr bereits läuft. In aller Ruhe spitzt er seinen Ersatzbleistift an, auch wenn er später einen Kugelschreiber benutzt, und füllt ebenso langsam das vorgedruckte Formular zur Notation der Züge aus, was er durchaus nach der Partie machen könnte. Laut husten, sich regelmäßig am Kopf kratzen, priemen und schnupfen, sich schlafend stellen oder ständig mit den Knien zittern, daß die Figuren wackeln, sind nur harmlose Ablenkungsmanöver. Ein ganz Raffinierter, der offenbar nicht nur Kenner des Schachspiels war, soll das Parfüm der Dame seines Gegners ausgeknobelt und während des Kampfes ständig benutzt haben. Zwei Stunden hat es der Gequälte ausgehalten, dann trieb ihn die Sehnsucht vom Schachtisch.

Solche Unsitten gehören allerdings schon der Vergangenheit an und werden von *Meister*spielern heutzutage nicht mehr praktiziert. Entscheidend ist ein solides Können, und die Gegner kämpfen miteinander unter dem Wahlspruch des Weltschachbundes: gens una sumus (wir sind eine Gemeinschaft).

Im März 1960 steht der Schachwelt ein bedeutendes Ereignis bevor: der Kampf um die Weltmeisterschaft. *Michail Botwinnik* hat seinen Titel gegen *Michail Tal*, den 23jährigen Philologiestudenten aus Riga, zu verteidigen. Mehrere Wochen lang drängen sich dann die Enthusiasten um einen Platz in der Kampfstätte. Hunderte, die keinen Einlaß mehr finden können, stehen vor dem Saal und lassen sich durch Demonstrationsbretter informieren. Radiostationen senden die Ergebnisse an die Millionen in allen Ländern der Welt, die dem einen oder anderen den Sieg wünschen. Doch — wie immer dieser Kampf auch ausgehen mag — der Titel bleibt in der Sowjetunion, im Vaterland der Schachweltmeister, wie man allgemein sagt.

Schach ist in der Sowjetunion der populärste Sport, und kein Fußballspieler, kein Radfahrer und kein Boxer ist im Lande so beliebt wie die Schachgroßmeister. Seit dem ersten internationalen Turnier in Moskau 1925 setzte ein Schachfieber ein, das sich unter alt und jung wie eine Epidemie ausbreitete. Mehr als 2,5 Millionen Schachspieler sind in Sportgemeinschaften registriert, aber die Zahl der Nichtorganisierten dürfte um ein Vielfaches höher liegen. Berufsschachspieler gibt es in der Sowjetunion nicht. In jedem Park, jedem Kulturhaus, beim Dampferausflug oder in der Metro, kurz: überall wird Schach gespielt. Die große Verbreitung und die großzügige Unterstützung der Schachspieler durch die Regierung sind mit ausschlaggebend für die Erfolge der sowjetischen Sportler. Wo immer sie an ausländischen Turnieren teilnehmen, sind sie auf den ersten Plätzen zu finden. Von acht Spielern, die um das Recht kämpften, den Weltmeister herauszufordern, belegten die vier sowjetischen Spieler die ersten vier Plätze. In der gesamten Schachwelt genießen sie höchste Anerkennung und Achtung. Im Herbst dieses Jahres werden wir die stärksten sowjetischen Spieler in unserem Land begrüßen dürfen. Sie kommen zur XIV. Schacholympiade, deren Organisation und Durchführung vom Weltschachbund der Deutschen Demokratischen Republik übertragen wurde. In Leipzig wird sich die internationale Elite der Schachspieler treffen, um die beste Schach-Nation zu ermitteln. *Anita Karau*



Anwärter auf den Weltmeistertitel, Michail Tal

Ausgelesenes

Erinnern Sie sich noch an die Diskussionen um den besten DEFA-Film des Jahres 1958? „Geschwader Fledermaus" erhielt dabei die Mehrzahl der Stimmen, nicht zuletzt durch seine packende Handlung. Der Verfasser des Drehbuches war *János Szekély*. Von ihm erschien jetzt der Roman „*Verlockung*", und ich bin überzeugt, daß sein Buch genauso viele Anhänger wie sein Film finden wird.

Ein Luxushotel in Budapest am Ende der zwanziger Jahre ist der Schauplatz des Romans. Hier beginnt der fünfzehnjährige Béla, in tiefster Armut bei einer geizigen Alten auf dem Lande aufgewachsen, als Liftboy zu arbeiten. Vielfältig sind die Verlockungen und Versuchungen, denen der sympathische Junge in seinen Entwicklungsjahren im Hotel ausgesetzt wird. Warum ängstigt sich die Büfettfrau, als er in Zimmer 205 gerufen wird? Ist der Weg des geheimnisumwitterten „Greifers" der richtige für ihn? Oder gehört er auf die Seite seines Freundes Elemer? Immer ausweglöser wird für Béla das Leben im Ungarn der Horthy-Faschisten. Als er sein Elternhaus verliert und aus dem Hotel entlassen wird, flieht er aus Ungarn. Noch trifft er nicht die Entscheidung, die im Roman immer wieder als Leitmotiv anklingt: „In einer Welt wie dieser gibt es für einen Menschen nur zwei Möglichkeiten: Entweder er wird ein Revolutionär oder ein Schurke." (Verlag Volk und Welt, Berlin; Preis DM 10,80.)

Ein Auto braust mit 400 Kilometerstunden durch die Wüste Gobi. Start der Photonenrakete ‚Kosmos' zu fernen Sonnensystemen. Funksignale fremder Lebewesen. Landung auf einem bewohnten Planeten. Titaninnen mit nichtsverhüllenden Kleidern. Ein zweiter Planet meldet sich. Dramatische Flucht dorthin. 300 Jahre sind auf der Erde vergangen, doch erst zehn Jahre auf der „Kosmos".

Sie werden sicher schon erraten haben, daß es sich hier um die Fabel eines neuen Zukunftsromans handelt: „*Titanus*" von *Eberhard del Antonis*. Noch im Traum umgaukelten mich nach dem Lesen tollkühne Raketenpiloten und bildhübsche Weltraumbewohnerinnen. (Verlag Das Neue Berlin; Preis DM 7,20.)

Vergessen Sie bitte bei der Lektüre dieser beiden spannenden Bücher nicht das Schlafengehen.

Ihr Paul

ABGEHÖRTES

Wer den Ehrgeiz hat, beim nächsten Tanzturnier Sieger zu werden: Das Günter-Frieß-Sextett bringt in einer *Schlager-Parade* Foxtrotts und langsame Foxtrotts, die in ihren Tempi genau den internationalen Normen für Gesellschaftstänze entsprechen. Doch auch für den Tanzabend in den eigenen vier Wänden ist dies gerade die richtige Platte. Die Titel sind geschickt zusammengestellt, das Arrangement ist farbig, und es wird mit viel Liebe musiziert, daß jeder Freund dezenter Barmusik sein Vergnügen daran finden wird. Übrigens: Das Günter-Frieß-Sextett erhielt kürzlich im Kapellen-Wettstreit des Bezirkes Leipzig den ersten Preis!

Bleiben wir noch ein wenig im Foxtrott-Rhythmus. *Wann kommst du zu mir?* fragt Bärbel Wachholz in einer Komposition von Olias. Auch dies ist eine interessante Aufnahme. Sie zeigt, wie gründlich die junge Sängerin aus Eberswalde seit ihrem Start vor zwei Jahren an sich gearbeitet hat. Auf der Rückseite der Platte singt sie den langsamen Foxtrott *Damals*. Komponist, Arrangeur und Dirigent — Gerd Natschinski.

Für die Tanzpause etwas aus der alten Kiste:

Erinnerung an ein Ballerlebnis von Hans Bund. Wir hören das Orchester der IG Wismut, dessen Musik und Name einen guten Klang haben: Leitung Wolfgang Grellmann.

Das nächste Stück — es darf wieder getanzt werden — spielt Adalbert Lutter mit dem Großen Tanzstreichorchester des Deutschlandsenders. So paradox es klingt, aber *Die alte Ballmelodie* ist eine ganz neue, moderne Melodie. Und der *Swing-Express* (eine ansprechende Orchesternummer) ist kein solcher, sondern ein wirklicher Swing (Swing laut Lexikon: ein ruhig schwingender Tanzmusikstil).

Eine kleine Bemerkung zum Schluß: In den Schlagersendungen unseres Rundfunks hört man oft sehr gute — auch ausländische — Tanzorchester. Deshalb unser Wunsch an Amiga: Im neuen Jahr recht viele dieser Namen auf den Etiketts der Tanzplatten.

Ihr Ludwig Platte

Vignetten: Wilmar Riegenring

Ganz unter uns

Meine Freundin Lydia

Als meine Freundin Lydia am 1. Januar frühmorgens zu mir kam, um mir zum neuen Jahr zu gratulieren und nach einer fidelen Silvesterfeier im Presseklub bei mir zu frühstücken, war mir ungefähr so zumute wie Jephta, als er nach seinem Gelübde seine eigene Tochter auf sich zukommen sah. Denn Lydia war die erste, die auf meinem Altar der Wahrheitsliebe geopfert werden mußte.

Ich habe nämlich fürs neue Jahr den Vorsatz gefaßt, meinen Freunden immer und unter allen Umständen die Wahrheit zu sagen. Nicht, daß ich bisher etwa eine notorische Lügnerin gewesen wäre. Aber, Sie wissen schon, was ich meine, die kleinen konventionellen Lügen und Unaufrichtigkeiten, deren man sich fortgesetzt schuldig macht, meistens aus Nächstenliebe, manchmal aus Bequemlichkeit. Jedoch, Hand aufs Herz, wer hört schon gern die Wahrheit, wenn sie nicht schmeichelhaft ist! Nun werden Sie sagen, der Ton macht die Musik. Zugegeben. Aber der Ton ist noch nicht erfunden worden, der eine unangenehme Wahrheit in Sphärenmusik verwandelt. Nicht mal von Arnold Schönberg, der es auf zwölf Töne gebracht hat. Da war nun meine beste Freundin Lydia, heiter und strahlend wie immer, und wünschte mir Glück. „Wie gefalle ich dir denn?" fragte sie erwartungsvoll und ließ den Mantel ihres neuen Cocktailensembles von der Schulter gleiten. „Reiz . . ." Da ertönte ein Warnsignal in meinem Kopf, und ich erinnerte mich meines Vorsatzes. Ich holte tief Luft und sagte: „Mäßig!"

Einen Augenblick herrschte Totenstille. Dann Lydia, nicht mehr so strahlend: „Wie bitte?!" „Ja, mäßig", wiederholte ich. „Gefällt dir das Kleid nicht?" fragte Lydia, schon recht pikiert. „Das Kleid ist wunderschön", erwiderte ich, „hat dich bestimmt die Prämie zum 7. Oktober und das halbe Monatsgehalt gekostet. Aber du bist eben nicht schlank genug, besonders für hellen Brokat." „So? Na, meinem Kurtel gefalle ich aber, und das ist schließlich die Hauptsache."

Lydia zeigte ihre Igelhaut und erhob sich, um zur Tür zu gehen. „Dein Kurtel hat sich aber neulich ganz schön den Hals ausgerenkt nach der schlanken Rothaarigen, da würde ich doch lieber aufpassen." Das war ein Tiefschlag, und Lydia setzte sich wieder. Nun bekam sie zu hören, was ich ihr schon längst sagen wollte: „Sieh mal, Lydia, du bist eine moderne berufstätige Frau, die mit der Zeit geht, aber von moderner Ernährung hast du keine Ahnung. Sei doch mal ehrlich: Eine Flasche Bier zu einem Berg mit belegten Broten, sonst war's kein Abendessen;

Wir nehmen zu

Iß doch nicht so viel, Mami! Du bist ja schon über achtundsiebzig . . .

Zeichnung: Tibor Toncz

mindestens zwei Stücke Buttercremetorte mit einer gehörigen Portion Schlagsahne, sonst hat sich der Caféhausbesuch für dich nicht gelohnt." „Was willst du eigentlich von mir", empörte sich Lydia, „soll ich etwa hungern, wo wir dauernd vom besseren Leben reden?" „Von Hungern kann ja wohl kaum die Rede sein", erwiderte ich, „aber wir sind zum Glück ja nun soweit, daß wir gut magerer leben können." Lydia sah mich verständnislos an: „Das ist doch ein Widerspruch", meinte sie. „Nein, das ist kein Widerspruch, sondern Dialektik. Wir leben besser, weil gesünder, wenn wir leichter und mit mehr Rücksicht auf unseren Körper und unsere Gesundheit essen. Hast du zum Beispiel schon den wunderbaren Tomatensaft in den Läden entdeckt, den wir aus Ungarn beziehen? Ist außerordentlich gesund und schmeckt dazu noch glänzend, besonders mit ein klein wenig Zitronensaft und einer Idee Pfeffer. Das kann man dann Tomatencocktail nennen. Oder hast du schon mal die Toast-Biscuits gekauft? Ich habe sie unlängst in den Selbstbedienungsläden entdeckt. Mir schmecken sie trocken oder mit Konfitüre großartig zu Tee und Kaffee. Aber bleib du mal ruhig bei der Buttercremetorte und bei Eisbein und Wurststullen. Dann hast du mit 45 Jahren ein paar solide Ersatzreifen um die Taille, von Kreislaufstörungen und Herzbeschwerden gar nicht zu reden."

„Na, nun hab ich ja mein Fett weg", sagte Lydia halb ärgerlich, aber doch nachdenklich. Wir stießen dann mit Tomatensaft auf die schlanke Linie und ein gesundes Jahr an. Prost!

Hilde Eisler

Von acht bis Mitternacht

Wenn ich vom „Mehrzweckkleid" spreche, so denke ich an eine Garderobe, die vielen Gelegenheiten gerecht werden soll. Etwa so: Am Sonntag besuchen mich die N's., da möchte ich nicht in Rock und Pullover herumlaufen; fürs Theater brauche ich ein „angezogenes" Kleid, und nach Büroschluß will ich im Restaurant nett aussehen, ohne aufzufallen.

So denken bestimmt die meisten Frauen und sehnen sich nach diesem Universalwunder, das nicht leicht zu entdecken ist. Die Franzosen nennen das „un mouton à cinq pattes" — einen Hammel mit fünf Beinen. Über dieses Problem haben sich viele Modeschöpfer den Kopf erfolglos zerbrochen. Auch in Frankreich besitzen nur wenig Frauen ein Arsenal von Kleidern im Schrank. Dior lancierte einmal das Midi-Minuit-Kleid, das Mittags- bis Mitternachtsensemble, für die berufstätige Frau: ein schulterfreies oder tief dekolletiertes Wollkleid (meist schwarz oder dunkelgrau), das am Tage je nach Geschmack durch ein kürzeres oder längeres Bolero ergänzt wird.

Falls Sie sich ein „Mehrzweckkleid" arbeiten wollen, nehmen Sie möglichst guten Stoff und wählen Sie einen schlichten Schnitt. Suchen Sie nach schönen Nuancen — in diesem Jahr sind es braune und graue Töne, zimt, lila und burgunderrot. Wenn Sie Kombinationen lieben, versuchen Sie es mit schwarz und weiß, schwarz und rot oder auch drei verschiedenen Pastelltönen. Doch — Achtung! Hier kommt es auf künstlerisches Farbempfinden und richtige Dosierung an.

Gürtel sieht man überall, doch bleibt die Taille unbestimmt und locker. Auch der „Kniekrieg" ist nicht ausgefochten. Es bleibt jedem überlassen, die richtige Länge zu finden.

Das schlichteste Wollkleid erhält einen abendlichen Charakter, wenn man modischen Schmuck trägt, mehrere Ketten um den Hals geschlungen, Perlen, bunte Steine und Straß.

Einen besonderen Effekt ergeben Pelzkappen oder kleine Tamburins, die gerade aufgesetzt werden, und deren Schleier das Gesicht umrahmen. Und die Frisuren: vom romantischen Knoten, mit einer Samtschleife geschmückt, bis zum glatten Bubikopf, bei dem zuweilen eine kleine freche Haarsträhne einseitig das Auge beschattet.

Salgo, Paris

Tagsüber zugeknöpft, abends dekolletiert. Modell: Dior

Jugendlich und schlicht, eine nette Anregung zum Nachschneidern. Ein westdeutsches Modell

Tagsüber mit solider Jacke, abends mit raffiniertem Ausschnitt. Modell: Dessès

Tagsüber lose Ärmel, abends ärmellos. Modell: Deutsches Modeinstitut, Berlin

Die Neujahrskarte

Fortsetzung von Seite 15

damals. Nur, daß sie jetzt ein wenige Monate altes Kind auf dem Arm trug. Sie war nicht mehr so schlank, nicht mehr so . . .

„Hieu, gib mir das Kind und hole ein Huhn zum Mittagessen", sagte die Mutter.

Als Hieu das Kind ihrer Mutter reichen wollte, streckte Minh die Arme aus und nahm es ihr ab. Das Baby hatte die gleichen mandelförmigen Augen wie Hieu und die gleichen geschwungenen Brauen. Ach, wenn es doch nur mein Kind wäre! dachte Minh und drückte es an sich, als wollte er die Leere in seinem Herzen ausfüllen. Das Baby schlug die Augen auf, sah das fremde Gesicht und begann zu schreien. Die Großmutter eilte herbei: „Er hat Hunger, der Ärmste. Wo steckt denn seine Mutter?"

„Vielleicht ist sie nebenan", erwiderte Hieu.

Minh zuckte zusammen, als erwachte er aus einem Traum. „Wem gehört das Baby, Mutter?"

„Hanh natürlich. Du würdest sie nicht wiedererkennen, so dick ist sie geworden."

Minh drehte sich um, aber Hieu war bereits verschwunden.

„Wo wohnen Hanh und ihr Mann?"

„Hier ganz in der Nähe, unweit Kanal dreizehn. Sie kommt oft her."

Zögernd stellte Minh die Frage, die ihm am meisten am Herzen lag: „Und Hieu?"

„Sie ist nicht verheiratet", sagte die Mutter leise. „Armes Mädchen! An Verehrern hat es ihr nicht gefehlt, aber sie hat alle damit abgewiesen, daß sie schon versprochen sei."

Minh war außer sich vor Glück. Unter dem Vorwand, daß er sich die Hände waschen wollte, ging er in die Küche.

Hieu fragte ihn mit feinem Lächeln: „Du hast wohl geglaubt, es wäre mein Kind, nicht wahr?"

„Wie konnte ich ahnen? Ich dachte . . . Auf wen wartest du?"

„Weißt du das nicht?"

„Aber Vater sagte doch, er würde keinen Schwiegersohn aus dem Norden gelten lassen."

Hieu lächelte. „Bleibst du über Neujahr?"

„Leider nicht. Übermorgen früh muß ich am Sammelplatz sein."

Hieus Augen wurden feucht. „Ach, Liebster. Kaum sind wir wieder zusammen . . ." Sie konnte den Satz nicht beenden, denn die Stimme des Vaters war zu hören: „Minh, wo steckst du? Ich habe dich überall gesucht. Laß dich anschauen. Gut siehst du aus, Gott sei Dank. Bist du verheiratet?"

„Nein, Vater."

„Wunderbar! Komm mit, laß die Frauen das Mittagessen vorbereiten."

Am nächsten Morgen, kurz vor Sonnenaufgang, mußte Minh aufbrechen. Die ganze Familie stand am Landungssteg. Hieu hatte etwas Verpflegung für den Tag mitgebracht und Hanh einen Armvoll Zuckerrohr. Der Vater konnte nur mit Mühe seine Erregung verbergen. Er gab Minh einige gute Ratschläge mit auf den Weg: „Vergiß nicht, Onkel Ho, der Regierung sowie allen Landsleuten im Norden meine besten Neujahrswünsche auszurichten."

„Du kommst uns doch besuchen, wenn das Land wiedervereinigt ist", sagte die Mutter und legte ihre Hand auf Minhs Schulter.

Minh kämpfte mit den Tränen, stammelte ein paar belanglose Worte und sprang ins Boot. Hieu ruderte, wie damals. Ihre Schatten fielen auf das flimmernde Wasser. Nach einer Weile legte Hieu das Ruder aus der Hand und ließ das Boot treiben. Minh unterbrach die bedrückende Stille: „Bist du müde, Hieu? Laß mich ans Ruder."

„Nein, ich bin nicht müde. Ich möchte ewig so weitertreiben. Meinetwegen brauchte es nie Tag zu werden."

Sie legte den Kopf auf die Knie, und ihre Schultern zuckten, als sie still vor sich hin schluchzte. Minh ergriff ihre Hand: „Weine nicht, Hieu. Wessen Herz würde nicht brechen bei solch einem Abschied. Schau deine Eltern an. Obwohl ich weg muß, sind sie damit einverstanden, daß ich ihr Schwiegersohn werde. Denn sie sind davon überzeugt, daß unser Land wiedervereinigt wird und daß wir dann für immer zusammenbleiben."

Hieu band ihr Halstuch ab, trocknete damit ihre Tränen und reichte es dann Minh. „Behalte es als Andenken an deine Liebste. Meine Tränen sind daraufgefallen. Es ist gleichsam, als schauten meine Augen dich jede Minute an."

Minh schlang das Tuch, dem noch der Duft ihres Haares anhaftete, um seinen Nacken. Er spürte, daß es die Wärme des Südens enthielt, die ihn nie wieder verlassen würde.

*

Als Minh seine Erzählung beendet hat, zeigt er mir das Tuch, das er noch um den Hals trägt. Es ist ein rosa Tuch. In einer Ecke sind zwei blaue Grasmücken eingestickt, die auf verschlungenen Zweigen sitzen.

Minh murmelt: „Ich lege es nie ab. Am Tage der Wiedervereinigung werde ich es am Kanal zwölf Hieu umlegen. Und wenn sie dann damit ihre Tränen abwischt, werden es Freudentränen sein."

(Deutsch von Egon Wiszniewsky)

Lerne essen, ohne zu leiden

Die Saucen, ursprünglich primitiv, weil aus rauher Zweckmäßigkeit entstanden, haben später glanzvolle Epochen der Vervollkommung erlebt und glichen als geschmackbestimmende Beigaben kostbaren Rahmen um manchmal recht gewöhnliche Bilder. Bei jedem Gericht wurden sie mit ihrem Schöpfer auf dem Speisezettel gesondert notiert, sind dann aber zu anderer Zeit wieder verfallen. In einer solchen beklagenswerten Phase kochkünstlerischer Saucendekadenz befinden wir uns gegenwärtig. Was in den meisten Lokalen und auf vielen häuslichen Tischen das Fleisch überdeckt, ist ein fettig-mehlig-bräunliches Kartoffelbad, dem die Zunge nur durch allmählich anerzogene Reaktionslosigkeit der Geschmacksnerven zu entgehen vermag, während es für unsere lebenswichtigen Arterien vor der täglichen verstopfenden Zufuhr tierischer Fette und damit vor der Krankheit unserer Zeit, der Verlangsamung des Blutkreislaufes, überhaupt kein Entrinnen gibt.

Das Wort Sauce, das vom lateinischen salsus stammt, verrät den schäbigen Ursprung jenes kulinarischen Höhepunkts, den die Hausfrau mit der Zubereitung einer guten Tunke zu erklimmen vermag. Es ist die Salzbrühe gewesen, die dem leicht verderblichen Fleisch in Zeiten ohne Kühlhäuser zugesetzt werden mußte. Nur in größeren Abständen wurde geschlachtet, und oft kam das Fleisch schon etwas verfault, nämlich „gut abgehangen", auf den Tisch. Dann brauchte man vielerlei Gewürze, die sich, raffiniert zusammengestellt, mit dem Fleischsaft verbanden, um den bereits schwindenden Geschmack der Speise noch einmal zu unterstreichen oder durch Kontrastwirkungen erneut herauszuholen.

Eine ihren Zweck wahrhaft erfüllende Sauce enthält die verschiedenartigsten Dinge: Meerrettich oder Tomaten, Senf, Pfeffer, Essig, kleine Fleisch- oder Fischstücken, einen Schuß Alkohol in der Form von Bier, Wein oder Schnaps, natürlich auch Saft vom Fleisch, vom Fisch oder vom Gemüse, allenfalls eine zarte Grundlage aus Ei ... Aber die Hausfrau hüte sich vor den mörderischen Kalorien von Mehl, Butter, Fett, aus denen die kulturlosen Tunken der Gegenwart meist bestehen. Frauen fürchten nicht nur den Vorwurf kulinarischer Simplizität, sondern wohl noch mehr den der Dickleibigkeit, herbeigeführt durch fette Saucen. Mit Speck fängt man zwar Mäuse, verliert jedoch das Herz der Männer — was auch buchstäblich genommen werden darf angesichts der zunehmenden Zahl der Herzinfarkte, Kreislaufstörungen, Herzkrankheiten aller Art. Dabei ist das Übermaß an tierischen Fetten leicht vermeidbar, besonders bei Saucen. Wenn ein Bindemittel unbedingt notwendig ist, nehme man Öl, wie es die Italiener und meist auch die Franzosen tun, deren Küche berühmt ist und die überdies die niedrigste Zahl von Infarkten und Kreislaufstörungen in Europa und Amerika aufweisen.

Wer zum Fisch oder zum Kartoffelpüree rasch braune Butter serviert, beweist nicht nur seine Einfallslosigkeit, sondern begeht zuweilen, natürlich unbeabsichtigt, einen Anschlag auf das Leben des aus seinen Anzügen platzenden Mannes, der darauf mit erhobenem, wenn auch schon knubbligem Zeigefinger reagieren sollte.

In manchen Ländern werden viele fertige Saucen gekauft. Jede ist voller Gewürze, keine enthält mehr als Spuren von Fett. Mehr Saucen bedeuten: mehr Vergnügen am Essen, bessere Verwendbarkeit aller Grundstoffe, Hebung des kulturellen Niveaus der Küche, Differenzierung des Geschmacks und, durch Ausschaltung des Schädlichen, Verlängerung des Lebens.

Französische Eiersauce zu gekochtem Fleisch, Fisch, Blumenkohl, Schwarzwurzeln:

Wir rühren drei Eidotter mit einem Teelöffel Stärkemehl, 1/4 Liter Milch oder besser Immergut, würzen mit Salz, Pfeffer und Muskat, stellen den Topf bei kleiner Hitze auf den Herd, rühren fleißig und fügen einen Eßlöffel Öl oder ein wenig Margarine hinzu, lassen die Sauce sämig werden, aber nicht kochen, und geben vor dem Anrichten einige Tropfen Zitronensaft bei.

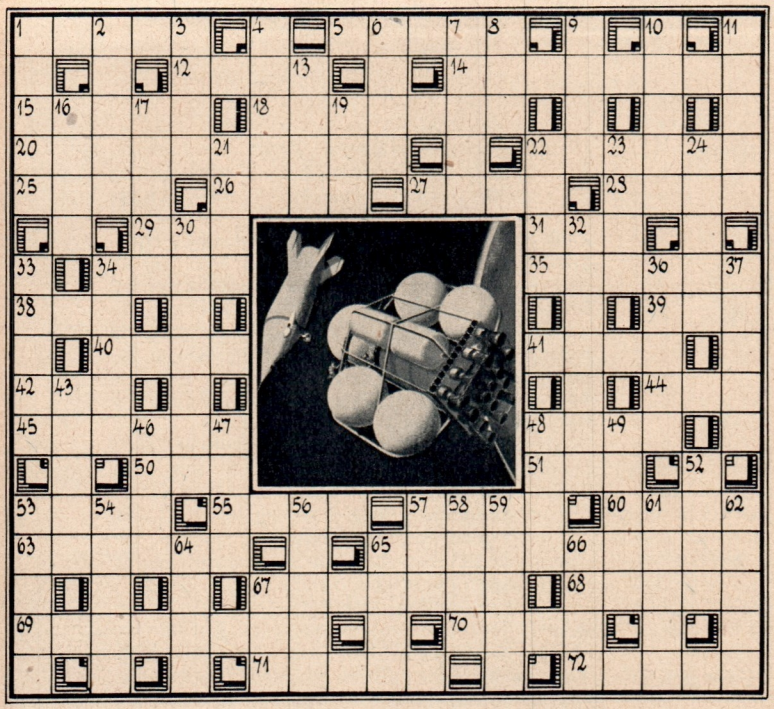
Polnische Eiersauce

Wir erhitzen einen Eßlöffel Öl, fügen einen Teelöffel Mehl hinzu und 1/4 Liter Fischsud. Die Sauce wird mit Pfeffer, dem Saft einer halben Zitrone und gehackter Petersilie gewürzt. Zum Schluß fügen wir zwei hartgekochte, gehackte Eier bei und einen knappen Eßlöffel sauren Rahm oder Milch. Mit Fleischbrühe angerührt, schmeckt die Sauce zum Gemüse und auch zum gekochten Fleisch ausgezeichnet.

Englische Meerrettichsauce zum gekochten Rind- oder Hammelfleisch oder zum Fisch:

Wir mischen zwei Eßlöffel geriebenen Meerrettich mit 1/4 Liter Fleisch- oder Fischbrühe, einem Glas dunklen Bier, einem Teelöffel Senf und einem Schuß Zitronensaft, erhitzen das Gemisch und legieren mit einem Eigelb. ***Habu***

Illustration: Renate Jessel



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht:

1. Name der sowjetischen kosmischen Rakete
5. französischer utopischer Schriftsteller, der schon im vorigen Jahrhundert zum Mond flog
12. Liebesgott
14. Kalender, Jahrbuch
15. dunstige Atmosphäre
18. Wintervergnügen
20. bedeutender sowjetischer Raketenforscher, gest. 1936
22. der Planet mit den Ringen
25. Strom zur Nordsee
26. Schachmeister früherer Jahre
27. Ureinwohner Perus
28. radioaktives Metall
29. ausgestorbener Riesenvogel
31. starker Zweig
34. Sitz des Denkvermögens
35. Unkosten, Auslagen
38. Skulptur des Naumburger Doms
39. Stadt an der Etsch
40. seine Rückseite ist durch Lunik kein Geheimnis mehr
41. Grundbaustein der Elemente
42. Gruß
44. Wintersportgerät
45. altrömischer Philosoph und Politiker
48. Stadt in Italien mit bekanntem Bauwerk
50. Zugmaschine, Abkürzung
51. Nebenfluß der Wolga
53. hartschalige Frucht
55. Nebenfluß der Rur
57. Tragetier
60. ist er das nächste Ziel der Raumforscher?
63. Ansicht, Gesichtspunkt
65. Wissenschaft von der Materie im Weltraum
67. Name eines Sees in West-Ungarn
68. Stadt im Ruhrgebiet
69. Universum
70. Stadt am Don
71. Raubvogel
72. Baumstraße

Senkrecht:

1. Stichwaffe
2. indischer Geldfürst
3. Bodenverbesserungsmittel
4. Sternbild des nördlichen Himmels
6. Koseform eines weiblichen Vornamens
7. Stadt im Bezirk Potsdam
8. Märchenwesen
9. Eruptivgestein
10. Wesen, Art
11. Stadt im Oberelsaß
13. Hand-, Fußrücken
16. Hast
17. tropische Harzart
19. Wintersportgerät
21. Hafenstadt in Algerien
22. Schweizer Alpental im Kanton Wallis
23. Blasinstrument
24. Farbabstreicher an Druckmaschinen
30. Hauptstrom Venezuelas
32. erste sowjetische Weltraumrakete
33. französischer Romanschriftsteller des vor. Jh.
34. sackartiges Fischfangnetz
36. Modetanz
37. Wundmal
43. der Abend- und Morgenstern
46. weiblicher Vorname
47. Betonungszeichen
48. Ballspiel zu Pferde
49. griechische Insel
52. Opernlied
53. estnische Hafenstadt
54. Erdriß
56. Bewohner Belgiens
57. lateinisch: ist
58. altgriechische Philosophenschule
59. Würde, Gesetztheit
61. Singvogel
62. landwirtschaftliches Gerät
64. Wegrichtung
65. Nebenfluß des Rheins
66. Abfluß des Ladogasees
67. Vorderteil eines Schiffes

AUFLÖSUNG AUS HEFT 12/1959

Kreuzworträtsel:

Waagerecht: 1. Kiste, 4. Salut, 8. Samen, 11. Boa, 12. Alibi, 13. Falte, 16. Fabel, 18. Edikt, 20. Frohriep, 22. Jürgen, 25. Arno, 26. Othello, 28. Netz, 30. Makel, 32. Masse, 34. Asmara, 36. Laute, 37 Tabarz, 40. Lee, 42. Datum, 45. Sterne, 48. Modena, 49. Enz, 50. Walter, 53. Silber, 56. Anion, 57. Leu, 58. Spoerl, 62. Strom, 65. Ringen, 68. Reede, 70. Arena, 71. Blak, 73. und 80. Weisses Blut, 75. Gast, 78. Bek, 80. siehe 73. waag., 81. Katheder, 84. Leere, 85. Dover, 86. Elena, 87. Ries, 88. All, 89. Emden, 90. Skull, 91. Minze.

Senkrecht: 1. Kaffa, 2. Salon, 3. Eber, 4. Safe, 5. Loob, 6. Talje, 7. Gisela, 8. Sieg, 9. Maine, 10. Notiz, 14. Arras, 15. Thoma, 17. Apoll, 19. Deneb, 21. Inka, 23. Ulme, 24. Rost, 27. Heu, 29. Tor, 31. Arsen, 33. Saldo, 34. Anis, 35. Mole, 38. Altenburg, 39. Zama, 41. Erato, 43. Adele, 44. Unze, 46. Tran, 47. Err, 48. Mus, 50. Wams, 51. Lido, 52. Enare, 54. Iljin, 55. Rain, 59. Pol, 60. Erker, 61. Lew, 62. Seil, 63. Rostock, 64. Maske, 65. Rest, 66. Nagel, 67. Eisen, 69. Debuet, 71. Bilge, 72. Abend, 74. Sud, 76. Adern, 77. Trage, 79. Kern, 82. Aral, 83. Helm.

Täglich 24 Stunden gepflegt

Foto Groß Halle

„Älter werden und trotzdem jung bleiben" . . .

. . . durch Anwendung der Pa-tina „Bio-Kosmetik".

Pflegen Sie Ihren individuellen Typ!

Sie erhalten Pa-tina „Bio-Kosmetik" nur in autorisierten Verkaufsstellen, in denen die Gewähr für eine wirklich individuelle fachliche Beratung gegeben wird.

VEB PA-TINA HALLE/SAALE

25jährige, 1,67, dklbld., schlk., mit päd. Beruf, wü. pass. Partner zw. Heirat kennenzul. MA 4869 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Sekretärin, 27 J., wü. gebild., viels. int., netten Partner für gemeinsame Theaterbesuche in Berlin. MB 4870 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 gutausseh. Mädel, 22/1,68 u. 22/1,70, bld., su. a. d. Wege die Bekanntsch. zweier intell. jg. Herren, die sich auch für Natur, Sport u. Musik interess. Bildzuschr. erb. (zurück). MD 4871 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Freundinnen, 19/1,64, 24/1,60, wü. Briefw. mit zwei nett. Herren. Nur ernstgem. Bildzuschriften (zur.). ME 4872 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Freundinnen, 18/1,60 u. 23/1,64, su. nette Briefpartner, Bild erw. MG 4873 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Ärztin, 30/1,70, Thür., symp., dklbld., wü. Bekanntschaft mit nettem Partner, der kinderlieb ist u. Verständnis für meinen Beruf besitzt. Bildzuschr. (zur.). MH 4874 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Lehrerin, 20 J., wü. Briefwechs. MK 4875 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jung. Mädchen, 18/1,68, film-, sport- u. musiklieb., wü. Briefw. mit nett. jg. Herrn (19—23 J.). Bildzuschriften erbet. ML 4876 DEWAG Werbung, Berlin C 2

30jährige, mit tiefem Inneren und Fähigkeiten zu Nützlichem und Schönem, ersehnt mitfühlend. Partner im Alter von 30 bis 40 J., dem sie alles sein möchte. 10 767 DEWAG Werbung, Leipzig C 1

Mädel (Akad.), 26, tief veranlagt, m. Int. f. Lit., Film u. Theater, wü. Briefwechs. m. geist- u. charaktervollem Herrn. Bildzuschrift. unter MO 4878 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Bin 24/1,74, bld., wü. mir einen intell., lieben Mann u. für meine 8 Mon. alte Tochter einen guten Vati. Bildzuschrift. angen. MP 4879 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Kindergärtnerin, 21/1,60, su. Briefpartner zw. 20 u. 30 J. Bildzuschr. erwü. (zur.) unt. 167 an DEWAG Cottbus

2 jg. Damen, 24/1,67, dkl., wü. d. Bekanntsch. zweier intell. Herren pass. Alters. Angeb. unt. 3227 an DEWAG Zwickau

Nett. jg. Chemiestudentin, 19/1,68, wü. Briefpartner mit viel Esprit. Bildzuschr. unt. 1962 DEWAG Werbung, Karl-Marx-Stadt S 6

Turniertänzer (mögl. kein Anf.), o. Heiratsabs., ab 20, etwa 1,75—1,80, Raum Dresden ges. Bildzuschr. erb. (zur.) unt. 24 304 an DEWAG Werbung, Dresden N 6

Blondes Mädel aus Dresden, viels. int., ideald., wü. Bekanntschaft eines intell., sympath. Herrn (25—30 J.). Bitte Bildzuschr. unt. 24 361 DEWAG Werbung, Dresden N 6

Jg. Mädchen, 20/1,72, dkl.-bld., gut ausseh., viels. int., wü. gebild., charakterf. Herrn kennenzulern. Nur ernstgem. Bildzuschr. (zur.) erb. unt. 24 362 an DEWAG Werbung, Dresden N 6

Jg., unternehmungslustig. Mädel, 23 J., musik- und sportlieb., wü. Bekanntschaft m. gebildet. Herrn (b. 30 J.). Zuschr. m. Bild (zurück) unter 768/59 an DEWAG Werbung, Großenhain (Bez. Dresden), Karl-Marx-Platz 5

Anständ. Mädchen, 18/1,68, su. Bekanntsch. eines nett. Herrn, nicht unt. 20 (mögl. Raum K.-M.-St.). Ernstgem. Zuschr. erb. unter 24 318 an DEWAG Werbung, Dresden N 6

Protokollantin, 18/1,64, wü. Bekanntsch. eines intell., viels. int. Herrn, nicht unt. 21 J. Bildzuschr. erb. MM 4877 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Geschäftsinhaberin, 40 J., schlk., in gut. Verh., o. Anh., wü. 2. Eheglück. Frdl. Zuschr. erb. unter 1750 an Sachsenland, Leipzig C 1, Schließf. 435

Intell., natürl., 25jährig. Mädel, 1,72, viels. int., wü. gebild., lb. Lebensgef. kennenzulernen. Nur ernstgem. Bildzuschr. erb. 4972 DEWAG Werbung, Leipzig C 1

3 lust. jg. Mädchen, 21, 22, 23/1,68, sport- u. musslieb., wü. die Bekanntsch. m. 3 nett. jg. Herren (auch einzeln). Zuschr. unt. 1595 an Sachsenland, Leipzig C 1, Schließfach 435

Berlinerin, 23/1,63, brünett, gut ausseh., sol. tadell. Vergangenh., viels. int., wü. Herrn zw. spät. Heirat kennenzul. (Tierarzt angen., jed. nicht Bedingung). Nur ernstgem. Bildzuschr. erb. MK 4893 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Agronomin, 22/1,60, möchte intell., naturverb. Gefährten fürs Leben finden. MM 4895 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Solides Mädchen, 25/1,60, led., ohne Anhang, su. aufricht., gebild. Lebensgefährten. Bildzuschr. erb. unter 1480 an DEWAG Zittau

Fräulein, 30 J., su. Lebenskameraden, 35—40, m. Wohnung, Witwer mit Kind angen. Bildzuschr. unt. 27 396 erbeten an DEWAG Werbung, Großenhain (Bez. Dresden), Karl-Marx-Platz 5

2 Studentinnen (Medizin), 20/1,68 u. 19/1,59, bld., viels. int., su. zw. Briefw. 2 nette Herren pass. Alters. Spätere Bekanntsch. nicht unerwü. Bildzuschr. (zur.) erbeten. MD 4908 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Freundinnen, 18/1,66 u. 1,64, braun u. bld., wü. nette Briefpartner. Bildzuschr. erw. ME 4909 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Mädel, 22/1,68, aus einsamer Gegend, su. jg. Herrn pass. Alters zw. Heirat. Bildzuschr. erb. MK 4913 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Akademiker, 23 u. 27 J., su. inter. Partnerinnen. Bildzuschr. 1410 DEWAG Magdeburg-N.

Suche ein Herz voll. Liebe! Jg. Mann, 20/1,85, dklbld., eig. Motorrad, Nichtt., su. a. d. Wege ein charakterfest., lieb., einf. u. treues Mädchen zw. sp. Bekanntsch. v. 18 b. 20 J., mögl. Bez. Cottbus od. näh. Umgeb. Bildzuschr. erb. unt. 163 DEWAG Cottbus

Suche nette Sozia! Bin 22/1,60, dklbld., körperbeh., viels. int. Bildzuschr. erwü. Zuschr. unt. B 531 an DEWAG Werb., Bautzen

2 Studenten, 20 u. 22/1,70, wü. Bekanntsch. m. 2 jg. Damen. Bildzuschr. erw. unter 1875 an DEWAG, Karl-Marx-Stadt S 6

Techniker, 35/1,76, viels. int., wü. warmherz. Lebenskameradin. Frdl. Zuschr. erb. unt. 1749 an Sachsenland, Leipzig C 1, Schließfach 435

2 Studenten, 23/1,78, 21/1,81, wü. Bekanntschaft zweier reizend., gebild. Damen. Bildzuschr. (zur.). 4976 DEWAG Werbung, Leipzig C 1

Grafiker, 37/1,80, schlk., dklbld., gepfl. Erschein., wü. charm. Dame zw. harmon. Ehe kennenzul. Sie soll intell., charakterfest, kunstlieb., von gut. Figur und nicht über 30 sein, mögl. Raum Dresden, Leipzig, Halle. Bildzuschr. (zur.). 10 865 DEWAG Werbung, Leipzig C 1

Jg. Herr, 20/1,70, naturlieb., Int. f. Film u. Musik, wü. Briefw. m. nett. Mädchen pass. Alters zw. spät. Heirat, Nichttänzer bevorz. Bildzuschr. erb. unt. 24 319 an DEWAG Werbung, Dresden N 6

Forstmann (Akad.), 24/1,65, wü. nat.- u. musiklieb., intell., häusl. Mädchen m. angen. Auß, zw. spät. Heirat kennenzul. Lehrerin angen. Bildzuschr. erb. unt. 24 335 an DEWAG Werbung, Dresden N 6

Akademiker, 24/1,72, su. musikbegeisterte, vielseit. int., lebensfrohe, aber ernsth. und kameradsch. Partnerin (17—23), Raum Dresden. Bildzuschr. (zur.) erb. unt. 24 355 DEWAG Werbung, Dresden N 6

Selbst. Handwerksmeister, 35/1,75, wü. lebensbejah. Partnerin kennenzul. Angebote erb. unt. 1519 an Sachsenland, Leipzig C 1, Schließfach 435

2 Naturfreunde, 20 u. 21, mittelgr., gut ausseh., wü. Bekanntsch. m. gleichges. Mädchen, 17—20, Raum Dresden. Nur ernstgem. Bildzuschr. erb. unt. 24 340 DEWAG Werbung, Dresden N 6

Wo sind 3 lust. Mädel, die mit uns einen netten Gedankenaustausch führen würden? Wir sind 18 bis 23, 1,68 bis 1,80. Bildzuschr. erw. MS 4881 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Mann, 20/1,73, su. Briefpartnerin pass. Alters. Bildzuschr. erb. MR 4880 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Student (TH Dresden), 23/1,83, wü. Briefw. m. gutausseh., geb. jg. Dame. Zuschr. (Ganzfoto) erb. u. 24 387 an DEWAG Werbung, Dresden N 6

3 temperamentv. Sportstudenten, 21/1,72, 20/1,77, 19/1,72, wü. sich passend. Briefpartnerinnen (Bildzuschrift. erw.). MT 4882 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Freunde, 22/1,85 u. 19/1,76, dkl., viels int., wü. Bekanntsch. m. 2 netten Mädchen. Bildzuschr. erw. MU 4883 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Freunde, 19/1,75, 21/1,70, Motorsportler, wü. 2 nett. Mädchen kennenzul. Bildzuschrift. erw. MW 4884 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Welches Mädel schreibt mir? Bin 19/1,80, Nichtt. Bildzuschr. erw. MZ 4886 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Konstrukteur in gut. Stellung, 27/1,77, dkl., wü. gebildete, charm. Dame zw. baldiger Ehe kennenzul. Bildzuschr. erw. MB 4888 DEWAG Werbung, Berlin C 2

40jähr. Berliner, schwerbesch., su. liebe Partnerin, Raum Berlin. Bildzuschr. MA 4887 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Angestellter, 19,1,78, bld., schlk., wü. Bekanntschaft m. nett. Mädel passend. Alters m. Int. für Musik, Theater, Film, zw. spät. Heirat. Mögl. Raum Magdeburg. Bildzuschr. erw. unt. 1404 DEWAG, Magdeburg-N.

2 jg. Männer, 19/1,74, 20/1,78, Int. f. Tanz, Musik u. Sport, wü. Briefw. mit gleichgesinnten Mädchen. Bildzuschr. erw. (zur.) ME 4890 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Berliner, 21, Abendstudenten, su. 2 Mädchen, welche Int. haben, Schularbeiten u. Freizeit mit ihnen zu teilen. Zuschr. erb. MG 4891 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Stud., 23/1,70 u. 21/1,84, bld., viel int., suchen Bekanntsch. zweier hübscher Mädchen. Bildzuschriften erw. MH 4892 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Mann, 19/1,65, schw., Int. f. alles Schöne, wü. Briefw. Bildzuschr. erb. MX 4904 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 jg. Herren, 21/1,74, 22/1,74, möchten a. d. Wege 2 viels. int. u charakterf. Mädchen kennenl. Bildzuschr. erwünscht. MX 4885 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Freunde, 19/1,76 dklbld. u. 1,70 schwarz, gut ausseh., sport- u. musikbegeist., su. Bekanntschaft zweier jg. Damen. Bildzuschrift. erw. MP 4898 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Dipl.-Gwl., 25/1,82, dkl.-bld., gut ausseh., wü. int. u. hübsche Akademikerin od. Lehrerin (nicht Bed.) bis 27 J. kennenzul. Heirat nicht ausgeschl. Mögl. Sachsen-Anhalt od. Sachsen. Bildzuschr. erb. unt. MS 4900 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Mann, 19/1,80, schw., Int. f. Tanz, Sport, Film (Motorsportler), su. hübsches, jg. Mädchen mit den gleichen Interessen. Bildzuschr. erw. MT 4901 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Jg. Mann, 19/1,90, dkl., schlk., Nichtt., Handballer, Bücherwurm, wünscht Briefw. m. hübsch., nat. Mädchen. Raum Ostthür. erw. (nicht Bed.). Bildzuschr. erb. (zur.). MW 4903 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Freunde, 20/1,80 u. 19/1,65, Int. für Sport, Musik u. Tanz, wü. a. d. Wege durch Briefw. d. Bekanntschaft m. 2 nett jg. Damen pass. Alters. Bildzuschr. erw. MD 4889 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Freunde, 21 u. 23/1,82, dkl., su. 2 nette, liebe Mädel pass. Alters. Bildzuschr. erb. u. MU 4865 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Ing. (Nichttänzer), 24/1,83, su. sol., hübsch. Berliner Mädel zw. spät. Heirat. Nur Bildzuschr. erb. MZ 4868 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Welches charakterf. Mädel schenkt einem enttäuscht. Mecklenburger (29 J.) Liebe und Glück? MT 4864 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 Freunde, 24/1,74 u. 21/1,82, natur-, musik-, sportlieb., wü. Briefw. m. 2 charm. jg. Damen pass. Alters. MR 4862 DEWAG Werbung, Berlin C 2

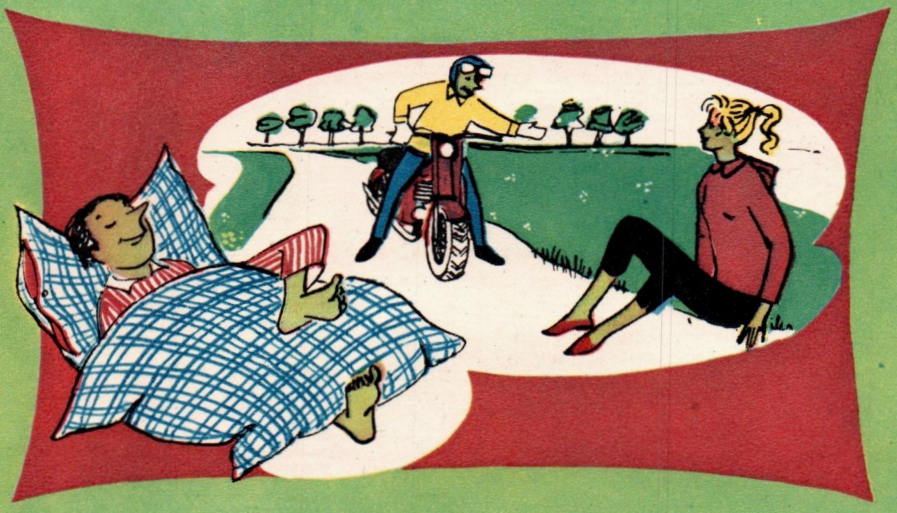
2 jg. Herren, 19/1,69 und 1,74, mittelbld., sport- u. musiklieb., wü. Briefw. m. 2 netten jg. Mädchen bis 19 J. Bildzuschr. erw. MX 4867 DEWAG Werbung, Berlin C 2

2 solide, charakterf. Thüringer, 37/1,72 u. 22/1,64, wü. durch Briefw. 2 nette Mädchen von 17 bis 37 J. kennenzulern. Bildzuschr. erw. MU 4902 DEWAG Werbung, Berlin C 2

Student wü. Briefw. mit nettem Mädel. MZ 4905 DEWAG Werbung, Berlin C 2

DEUTSCHE VERSICHERUNGS-ANSTALT
Normale „Frühgeburten"
Das Känguruh ist das einzige Säugetier, das normale Frühgeburten hat. Das Junge kommt in Daumengröße zur Welt. Wohlgeborgen sitzt es monatelang im Beutel der Mutter. Erst nach einem Vierteljahr wagt es einige Sprünge und schlüpft schnell in den Beutel zurück, wenn etwas nicht geheuer ist.
So sorgt das Tier instinktiv für seine Familie. Der Mensch trifft seine Vorsorge bewußt.
LEBENSVERSICHERUNG

Eine gelungene Komposition
in der Farbbrillanz und Haftfestigkeit!
Das ist das Urteil aller, die Gerdeen-Nagellacke und -Lippenstifte benutzen
Gerdeen
FEINE KOSMETIKA
GERDEEN NAGELLACK
VEB (K) GERDEEN • SCHILDOW BEI BERLIN



Wünsche werden Wirklichkeit!

Fritz schloß mit seiner Sparkasse einen Prämiensparvertrag ab.
Für je 5,— DM monatlich Sparbetrag erhält er ein Los und nimmt damit an fünf Auslosungen im Jahre teil. Mit etwas Glück kann er damit **bis zu 7000,— DM gewinnen.** Verlieren kann er gar nichts, denn sein Sparguthaben steigt ständig an und bleibt ihm in voller Höhe erhalten. Auch wenn er nicht gewinnt, **nähert er sich mit jeder Einzahlung der Erfüllung seiner Wünsche.**

Das können Sie doch auch!

wohlriechend

aber nicht aufdringlich – gründlich reinigend aber dennoch schonend – belebend und die Gewebe zugleich nährend – alle diese guten Eigenschaften machen riwal

– die Luxusseife von RIWA –

zur jugendlichen Vertrauten Ihrer Haut.

RIWA

KONSUM-SEIFENFABRIK RIESA